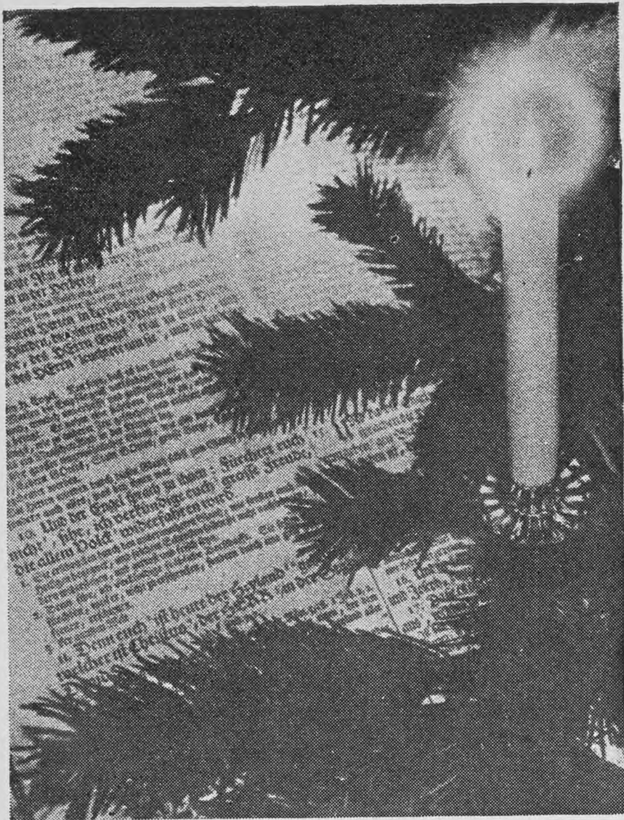


DER MARIENBOTE

Januar 1960

Die Schrift Gottes erzaehlt





Der Engel trat bei ihr ein und sprach: "Gegrüsset seist du, voll der Gnade! Der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern." Als sie das hörte, erschrak sie über seine Worte und dachte nach, was dieser Gruss wohl bedeuten sollte. Der Engel sprach aber zu ihr: "Fürchte dich nicht, Maria; denn du hast Gnade gefunden bei Gott. Sieh, du wirst empfangen und einen Sohn gebären; dem sollst du den Namen Jesus geben."



Auch Joseph begab sich von Nazareth in Galiläa nach Judäa in die Stadt Davids, die Bethlehem heisst – denn er war aus dem Hause und Geschlechte Davids, – um sich mit Maria, seinem Weibe, die empfangen hatte, aufschreiben zu lassen. Als sie aber dort waren, kam für sie die Zeit der Geburt, und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn, wikkelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war.



Und siehe, der Stern, den die Weisen im Morgenland gesehen hatten, zog vor ihnen her, bis er über dem Orte stehen blieb, wo das Kind war. Da sie den Stern sahen, hatten sie eine überaus grosse Freude. Und sie traten in das Haus, fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter, fielen nieder und beteten es an. Dann öffneten sie ihre Schätze und brachten ihm Geschenke dar: Gold, Weihrauch und Myrrhe.



In jener Zeit erschien ein Engel des Herrn dem Joseph im Traume und sprach: "Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter und flieh nach Aegypten; bleibe dort, bis ich es dir sage. Herodes wird nämlich das Kind suchen, um es zu töten." Da stand er auf, nahm das Kind und seine Mutter noch in der Nacht und zog nach Aegypten.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

28. Jahrgang | Januar 1960, Battleford, Sask. | No. 4

. . . und Maria gebar ihren Sohn

Wenn ich an die zahllosen Reden und Aufsätze denke, die alljährlich zum Christfest gesprochen und gedruckt werden, so möchte ich am liebsten nur das Weihnachtsevangelium vorlesen, denn im Grunde kommt es doch nur auf dieses an — ja es kommt eigentlich nur auf den Satz an:

". . . und Maria gebar ihren Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, denn es war für sie kein Platz in der Herberge." Die Krippe mit dem Kind und seiner Mutter, das ist das Urevangelium: "Und das Wort ward Fleisch" — Gott stieg zur Menschheit nieder. Alles andere, der Gesang der Engel, die Anbetung der Hirten und die Heiligen Drei Könige aus dem Morgenland, sie bedeuten erst das zweite Kapitel der Weihnachtsgeschichte, sie stellen die ersten Antworten der sichtbaren und der unsichtbaren Welt auf das Mysterium der Gottesgeburt dar. Die singenden Engel und die anbetenden Hirten sind die Ahnen unserer Gottesdienste. Von den Gaben bringenden Königen aber stammt alles ab, was die Menschheit im Lauf der Jahrhunderte an Geschenken, Schmuck und Glanz um das Weihnachtsmysterium gelegt hat und was dieses manchmal zu erdrücken droht.

Das war während des Krieges anders. Viele Tausende haben damals zum erstenmal in ihrem Leben erschüttert erfahren, daß man die Christnacht tief und wesentlich erleben kann ohne Geschenke und Christbäume, ohne Glockenlaut und Lieder, ohne Lichter und Kuchen, ja zuweilen sogar ohne Gotteshaus und ohne Gottesdienst, ungeborgen unter zerstörten Dächern, auf der Flucht über die wilden, einsamen Landstraßen, vergeblich Obdach heischend wie einst das heilige Paar zu Bethlehem. Mit anderen Worten: Wir fühlten damals die ganze abgründige Verlorenheit der Welt, aus der uns nur das Herabsteigen einer göttlichen Liebe retten konnte, die wir aufnehmen mußten, sollte nicht alles in Grauen, Haß und Entsetzen untergehen. Ja, damals überkam uns alle das Wissen um das eine, was not tut, wollten wir wirklich Weihnachten feiern. Denn das Urevangelium meint ja nicht nur das einmalige Geschehen zu Bethlehem, sondern es geht um eine ewige Geburt, um das immer wiederkehrende Herabsteigen des Göttlichen in unsere Menschlichkeit: das Kind, dem zwar äußerlich eine Krippe und ein Stall genügten, es fordert eben immer wieder unser ganzes Herz.

Gertrud von le Fort

Gott segne uns das Neue Jahr

Nacht der Weihe



Für Jahrtausende, bis ans Ende aller Tage und Nächte der Erden, ja bis in alle Ewigkeit hat Gott der Herr die Nacht geweiht, in der uns die Geburt des Kindes von Bethlehem geschah. Mit Seinem heiligsten Wort hat der ewige Vater diese Nacht geheiligt. Er hat Sein weihendes Wort hineingesprochen in die Welt, in den Sohn der Jungfrau Maria. Und das allmächtige, ewige, göttliche Wort ist Mensch geworden und hat unter uns gelebt, uns allen zur Gnade über Gnade.

Geweiht hat Gott die Heilige Nacht. Doch nicht der Nacht kam alle Fülle dieser Gnade: Alles wurde uns gegeben, den Menschen. Wir wurden von Gott geheiligt, mit weihevollestem Wort. Und tausend Engel freuten sich, und tausend Engel sangen: Friede den Menschen auf Erden!

Heilige Weihe, den Mensschen von Gott geschenkt: Das ist das wirklich Große, das ewig Wichtige, das Unfaßbare an der Heiligen Nacht, an der Weih-Nacht. Einer aus der göttlichen Einheit und Dreiheit wurde zu Einem von uns. Und zwar zu einem, von dem wir nie werden sagen können, daß Er uns nichts angehe, da Er ja doch zweitausend Jahre und noch viel weiter von uns entfernt lebe.

Sein Name ist Emmanuel, und das heißt Gott mit uns!

Wer Ihn sieht, sieht den Vater, heißt es im Johannesevangelium. Und wer Ihn sieht, sieht auch sich selbst. Denn das Kind, geboren uns in Bethlehem, ist alles. Es ist Abbild des göttlichen Vaters, es ist Gott von Gott. Und es ist das Kind auch Abbild des Menschen. Des gefallenen Menschen sogar, nicht nur des Frommen, Gotterkorenen. Denn so steht vom Kinde der Weihnacht geschrieben: “Gott sandte Seinen eigenen Sohn, dem sündigen Fleische ähnlich und um der Sünde willen, und Er verurteilte an Seiner menschlichen Natur die Sünde” (Röm. 8:3).

Der Sünde wegen ist Gott Mensch geworden. Die Sünde aber hängt nicht irgendwo in den Lüften. Sie ist Leben des sündigen Menschen. Sie ist jedem von uns etwas ganz Persönliches, weil sie aus unseren persönlichen Gedanken, Entscheidungen, Worten und Werken geschieht. Persönlich ist die Sünde, persönlich ist die Schuld, und persönlich gerichtet wird der Sünder, nicht die Sünde.

Das Kommen des Herrn, das wir nun feiern mit vielen Lichtern und viel Liebe, mit Freuden, Liedern, Glockenton und Orgelbrausen, ist Wunder über Wunder. Es gilt dieses Kommen uns, den Menschen in Sünde. Und das ist kaum zu fassen. So nah und unaussprechbar näher und persönlicher als uns die Sünde ist, hat Christus Gott uns nun erfaßt. Er kam, um sich mit jedem einzelnen von uns abzugeben, um jedem alle Himmel anzubieten. Und das in einer Liebe, deren Echtheit und Erhabenheit uns in Ewigkeit nicht eingehen wird.

Er hat Seine Gottheit in das Menschsein des Kindes Mariens ergossen, und das Kind ward zum Gott-Mensch Jesus Christus. Daß Er, der allmächtige Gott, sich der Menschheit eines reinen, unschuldigen, vom Heiligen Geist empfangenen Kindes geschenkt hat, glauben wir staunend. Und wie Maria, so betrachten und bedenken wir alles selig im Herzen.

Kaum zu glauben ist jedoch, daß Christus der ewige Gott Seine Gottheit auch in jeden sündigen Menschen ergießen will. In jeden Menschen, der sich Ihm öffnet und fromm Ihn zu lieben sucht. In jeden, den Sünde und Plage, den Krankheit, Alter, Schuld und Kreuz verkrümmt hat und verkrüppelt.

Er kam ja, Seine Gnade uns zu schenken. Des Erlösers Gnade aber ist tausendfach strahlender an Wunder und Macht als selbst der Stern von Bethlehem es war. Gnade ist ja nicht nur Verzeihen und Vergeben, Gnade ist vor allem anderen L e b e n. Und zwar ist sie Leben, das der Gottheit des Erlösers entstrahlt, hinein in den sündigen Menschen. Sie strahlt in uns hinein und macht uns zu Teilnehmern an der göttlichen Natur des Herrn (2. Pet. 1:4). Ein ganz "neuer Mensch" wird durch die Gnade. Ein Mensch, der "aus dem Tode zum Leben" (1 Joh. 3:14) gekommen ist und nun lebt "in Christus Jesus".

Gott ist Mensch geworden im Kinde Mariens. Geheimnisvolle Menschwerdung Christi vollzieht sich in uns — durch die Gnade. "Ich in euch und ihr in Mir", hat Er uns gesagt. Wir aber begreifen nicht, wir können nur glauben, daß Er uns mit Seiner Gottheit durchgöttlicht, mit Seiner heiligen Menschheit zu Menschen macht, die wirklich Gottes Ebenbild sind und "Bild des Sohnes des ewigen Vaters" (Röm. 8:29). Mit Gott "Versöhnte in Christi Leben" (Röm. 5:10).

Das ist die Weihe der Heiligen Weih-Nacht.

"O wundervoller Tausch! Der Schöpfer des Menschengeschlechtes wollte einen beseelten Leib annehmen und das Kind einer Jungfrau werden. Auf wunderbare Weise kam Er als Mensch zur Welt; dafür schenkte Er uns Seine Gottheit.'

So betet die Kirche zur Weihnachtszeit, staunend über die Ehre von "Gott in der Höhe", die allen uns kam. Tief zu Boden gebeugt, in drückend beglückender Demut, betete einer der Heiligen immer wieder: "O Gott, wie Du mich ehrst!"

Uns allen gilt die Weihe der Heiligen Nacht. Wir aber stehen wie blind und taub unter nächtlichen Himmeln. Das Weihevolle der Christnacht können wir nicht mehr ersehen, obwohl wir immer noch Weihnachten feiern. Es schreit unser Herz nicht mehr nach der Gnade, und unsere Seele drängt es kaum noch zum Gebet, zum liebenden Reden mit dem Gott aller Liebe. Sind wir uns fremd geworden, wir und Christus? Wahrlich, es bliebe uns keine Hoffffnung mehr, wenn wir nicht wüßten, daß Er immer bleibt, Er, der Erlöser. Daß Er immer da ist und immer sich persönlich mit jedem befaßt, wenn auch wir uns nicht mit Ihm befassen.

Mit Recht betet die Kirche zur Vesper des Weihnachtstages den 129. Psalm: "Aus der Tiefe rufe ich zu Dir, o Herr!" Tief bis an die Grenzen der Hölle ist unsere Schuld, unser Gottvergessen und unsere Not, die göttlicher Rettung und Erlösung bedarf.

"Beim Herrn i s t Barmherzigkeit, und reiche Erlösung bei Ihm" (Ps. 129). Das ist unser Hoffen. Wenn wir nun nur auch hoffend handeln wollten, hoffend und betend hingingen zu Gott dem Erlöser! Das Hoffen auf Ihn geht stets ins Gewisse. Es singt die Kirche im Weihnachtsmatutin im Psalm 84: "Wahrlich, Gott redet Frieden! Er redet Frieden zu Seinem Volk, denen, die sich von Herzen zu Ihm bekehren. Treue ist aus der Erde gesproßt, und Gerechtigkeit schaute vom Himmel nieder!"

(Schluß auf nächster Seite)

Der "Neue Mensch"

Von Josef Schmitz



Unsere Sorge: der Mensch — dieser Gedanke leitet unsere Weihnachts-Überlegungen. Das Anliegen beschäftigt die Menschheit von Urbeginn an. Ja, ehe wir uns um den Menschen sorgten, hat Gottes Weisheit und Güte sich schon lange um ihn gesorgt. Seine Sorge quillt aus den ewigen Abgründen Seiner Liebe, stand der Mensch doch schon von Ewigkeit her in Seinen Plänen und in Seiner liebevollen Sorge.

Feierlich und wuchtig weiß das erste Buch der Heiligen Schrift die Schöpfung des Menschen darzustellen. Dreimal betont sie in diesem knappen Bericht, daß Gott den Menschen "nach Seinem Bilde" geschaffen hat. Gleichsam als ob Er fürchtete, der Mensch könne einmal vergessen, daß er imago Dei, Abglanz und Bild Gottes, ist. Er ist nicht nur mit dem Geist begabt, sondern auf Grund göttlicher, gnadenhafter Wahl steht er ganz im Lichte Gottes, ist der "göttlichen Natur teilhaftig" geworden. Mit dieser königlichen Berufung wurden ihm zugleich reiche Gaben geschenkt: die Freiheit vom Gesetz des Sterbenmüssens; die Freiheit von Leid und Schmerz; die Freiheit von dem Gesetz der bösen Begehrlichkeit, das alle Menschen in den "zwei Seelen", von denen Sankt Paulus spricht, erleben. Der paradisische Mensch lebte in einer frohen, täglich neu erlebten Gemeinschaft mit Gott, der, wie die Schrift in plastisch-kindlicher Weise sagt, mit ihnen "im Paradiese wandelte".

Der gefallene Mensch

Doch der Mensch vergaß wirklich, daß er Gottes Bild in sich trug. Der Widersacher tritt auf den Plan. "Die Schlange sprach zum Weibe: Ihr werdet gewiß nicht sterben. Nein! Gott weiß: Sobald ihr davon esset, gehen euch die Augen auf, und ihr seid wie Gott, erkennend Gutes und Böses" (Gen. 3,5). Das ist also die "Sorge" der alten Schlange: der "aufgeklärte" Mensch, der alle Naivität und Pietät, den Kindersinn, die Ehrfurcht und den Glauben von sich wirft; der autonome, selbstherrliche Mensch und Revolutionär wider Gott. Aber diese Revolution ist ihm zur eigenen Schmach selber zuteil geworden und wirkt sich in seinem Leben aus. Ist das nicht zu allen Zeiten, also auch heute wieder der Fall: Immer dann, wenn der Mensch seine Ebenbildlichkeit Gottes vergißt, wird er entstellt zur diabolischen Teufelsfratze. Er wird Atheist, einer, der von Gott sich losreißt; wird ein Egoist, der mit der Gemeinschaft zerfallen ist; ein Materialist, den Trieben unterworfen; ein Nihilist, der Verzweiflung und dem Tode anheimgegeben. "Abfall ist Zerfall." Abfall von Gott bedeutet Sterben des einzelnen und Sterben der Völker. Die ganze Welt- und Menschheitsgeschichte ist innerlich bestimmt von dieser "Sorge" um den Menschen. Diese Gegensätzlichkeit beherrscht das ganze Weltgeschehen.

Der erlöste Mensch

Bei der Feier des heiligen Meßopfers wird bei der Opferbereitung ein Tropfen Wasser in den Wein gesenkt. Das bedeutet die Verbindung zwischen Gottheit und Menschheit. "O Gott, Du hast die menschliche Natur wunderbar erschaffen und noch wunderbarer wiederhergestellt. Laß uns der Gottheit dessen teilhaftig werden, der sich gewürdigt hat, unsere menschliche Natur anzunehmen." Ähnlich betet die Liturgie in der Weihnachtszeit. "O wunderbarer Tausch! Der Schöpfer des Menschengeschlechtes nimmt einen menschlichen Leib an und würdigte sich von der Jungfrau geboren zu werden; auf wunderbare

---

Schluß von Seite 3

So sind wir denn noch nicht verloren. Christus, die Treue Gottes auf Erden, Gott Vater, die Gerechtigkeit dem Erlöser auferlegend, uns aber sendend den Heiligen Geist erbarmender, vergebender, heiligender Liebe, sie alle reden davon, daß Gott "nicht ewig uns zürnen wird (Ps. 84) für unser ewiges Sündigen.

In der Demut des allerletzten der Hirten, des allergebeugtesten, laßt uns zur Krippe gehn, zur Krippe neben dem Altar, wo der Herr ist und unserer wartet. Und laßt uns mitsingen, betend und flehend, das ganze Lied der heiligen Messe: "Gloria in excelsis Deo!"

Der Schriftleiter

Weise kam Er als Mensch zur Welt, dafür teilte Er uns Seine Gottheit mit."

Zur Zeit des heiligen Augustinus schlug die Irrlehre des Pelagius, eines Mönches nordischer Herkunft, die damalige katholische Welt in ihren Bann. Das römische Weltreich befand sich in voller Auflösung, sein Menschentum und seine Sittlichkeit in einem erschreckenden Zerfall. Pelagius behauptete, die Erbsünde sei nichts anderes als das schlechte Beispiel des Stammvaters. Im wesentlichen sei der jetzige und ursprüngliche Mensch der gleiche. So sei auch die Erlösung nichts anderes als die heilige Lehre und das gute Beispiel Jesu. Beides müßten und könnten wir aus eigener Kraft nachahmen und befolgen. Eine Irrlehre, die uns ganz modern anmutet! Vielfach tritt sie uns entgegen in der Literatur in der Form des "edlen Heiden", des natürlichen Humanismus. Wie oft macht sie im Alltagsleben zu schaffen, wenn man den "edlen Heiden" mit einem getauften Menschen vergleicht, der seiner hohen Berufung nicht entsprechend lebt. Damals trat Augustinus auf den Plan: Du täuschest dich sehr, Pelagius, wenn du meinst, der jetzige und ursprüngliche Mensch sei im wesentlichen der gleiche. Die Erlösung ist wesentlich mehr als bloße heilige Lehre und gutes Beispiel. Sie ist durch den Kreuzestod gewirkte Sündentilgung und Wiederversöhnung mit Gott, sie ist eine völlige Neugeburt aus Wasser und Heiligem Geiste zum neuen Leben der Gnade. Der Mensch ist zu allem Guten auf Gottes Beistand angewiesen. "Erst Mensch, dann Christ, dann ganzer Mensch."

Die neutestamentliche Offenbarung läßt über diese Wahrheit keinen Zweifel. Der "neue Mensch" ist der Mensch "in Christus Jesus". Das ist die Frohbotschaft bei Johannes und bei Paulus. Wie stark ist das Neuheitserlebnis! Der Ausdruck "neu" taucht in vielfacher Form auf. Mann und Frau, Heide und Jude sollen in einem "neuen Menschen in Christus" zusammengefaßt werden. "Ziehet an den neuen Menschen, der in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit nach Gott erschaffen ist" (Eph. 4,24). "Leget ab den alten Menschen." Da ist die Rede vom "neuen Lied", vom "neuen Jerusalem", vom "neuen Namen", den Gott gibt und den niemand kennt als der, der ihn empfängt. Die Geheime Offenbarung weiß uns zu künden: "Siehe, ich mache alles neu." Die Liturgie greift diesen Gedanken vielfach auf, besonders in der Kar- und Osterliturgie. Am Karsamstag betet sie: "Du öffnest den Quell der Taufe zur Erneuerung aller Völker." In der Osterwoche heißt es: "Reinige uns, o Herr, von allem Alten, und das Verkosten Deines Sakramentes möge uns hineintragen in eine neue Schöpfung."

Dieser neue Mensch gehört zu der "kleinen Schar", die im krassen Gegensatz zu allem um sie herum steht. Es ist der Gegensatz zwischen Heiden und Christen, der Gegensatz zwischen dem Alten und dem Neuen, dem alten und dem neuen Jerusalem. Diese "kleine Schar" ist "herausgerufen", ist nach einem geheimen Ratschluß Gottes "aus dem Tode zum Leben" gekommen (vergl. 1, Jo. 3,14; Eph. 1, 1ff.). "Dieser neue Mensch steht aber in ständiger Wandlung. Denket um! "(Mt. 3,12). "Wandelt in einem neuen Leben!" (Röm. 6,4). "Wandelt euch!" (Apg. 3,19). "Entfernt den alten

---

DIE MEISTEN LAIEN verkennen ihre Berufung. Sie haben nicht begriffen, daß Gott sie gerade dort braucht, wo sie stehen, daß Gott sie braucht, um Sein Werk auf der Erde fortzuführen, daß Gott auf sie zählt, um die Welt zu vollenden und zu heiligen. Daß Er ihnen eine ganz bestimmte Aufgabe, diese Kinder, diesen Mann, diese Frau anvertraut hat. Und daß jeder unter uns wie der weise und kluge Verwalter ist, den sein Herr über einige seiner Besitztümer und Knechte gesetzt hat, damit er jedem zur gegebenen Zeit die Nahrung zuteilen kann.

Prägt euch gut ein, daß Gott euch eben dort braucht, wo ihr steht: um dieses Kind zu leiten, um diesen Mann, jene Frau aufzurichten, um diese Arbeit zu tun, um Seine Liebe zu offenbaren. Er hätte das auch allen tun können? Ohne euch als Rückhalt? (Wie in Quo vadis: Der heilige Petrus hat genug von allem, der heilige Petrus geht weg, der heilige Petrus nimmt Reisaus. Da nimmt der Herr seinen Platz ein: "Ich gehe nach Rom, um von neuem gekreuzigt zu werden!")

Der Herr hätte alles allein tun können. Aber Er wollte, daß die Welt eben so sei — mag es auch weniger gut sein! Gott wollte die Menschen nötig haben. Gott wollte, daß wir zur Erfüllung Seines Werkes notwendig seien.

". . . Ihr werdet noch größere Dinge vollbringen als Ich."

Er hat sich auf euch verlassen. Er hat euch Sein Geschäft anvertraut. Er erwartet von euch, daß ihr es erfüllt. Er brauchte euch, um diesen Mann, jene Frau glücklich zu machen; Er brauchte euch, um diese oder jene Angelegenheit zu besorgen. Er brauchte euch, um Seine Liebe, Seine Treue, Seine Freude, Seine Güte, Seine Geduld, Seinen Glauben, Seinen Mut sichtbar zu machen. Wenn ihr dessen doch eingedenk wäret! Wenn ihr euch auf euren Posten doch ein wenig als "Platzhalter" Gottes vorkämet! — Platzhalter, d.h., ihr dürft "Gottes Platz" unter den Menschen halten, die Er euch anvertraut hat; Seinen Platz einnehmen, an Seiner Stelle die Arbeit tun, die Er in eure Hände gelegt hat.

Nicht die Art der Sendung, die uns aufgetragen wurde, ist das Entscheidende, sondern das Bewußtsein, eben eine Sendung zu haben. Man muß sich ohne Unterlaß sagen: Gott ist mit mir, Gott sendet mich — dorthin, wo ich mich befinde. Der Mensch, der glaubt, sich sein Leben selbst ausgesucht zu haben, ist allein, traurig, einsam. Wer aber weiß, daß Gott für ihn gewählt hat, daß Gott ihm anvertraut hat, was er jeden Tag tun soll, der bleibt in Gott wie der Sohn. Der Sohn, der in die Welt gesandt wurde ("Der Vater sendet Mich . . ."), ist mit dem Vater vereint geblieben: "Der Vater hat Mich nicht allein gelassen, weil ich allzeit tue, was Ihm gefällt" (Joh. 8:29).

Louis Evely

Sauerteig!" (1 Kor. 5,7). Dieser neue Mensch steht nie isoliert, sondern immer in Gemeinschaft mit allen anderen, die berufen sind, und in tiefer Gemeinschaft der Liebe mit Gott. Es ist das Geheimnis der Liebe zwischen Gott und den Menschen, das kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gedrungen ist.

Unser Heil ist der Herr

Dieser neue Mensch ist die Sorge der Liturgie. Sie will nichts anderes, als ständig die Neuwerdung vollziehen. Das ist der Sinn der Weihnacht, das der tiefe Gehalt österlicher Erneuerung. Daß dieses Geschehen an möglichst vielen Menschen sich erfüllt, ist die Sorge all derer, die Verantwortung tragen.

Das gleiche Ziel und die gleiche Sorge ist jeder Bildungs- und Erziehungsarbeit aufgegeben. Es gibt kein christliches Bildungs- und Erziehungsziel als nur dieses, in dem alle anderen Teilziele einbegriffen sind. Erst Mensch, dann Christ, dann ganzer Mensch. Die ernste Frage am Ende eines Jahres in unserer Arbeit ist es: Ist unsere Tätigkeit von dieser Zielstellung geprägt? –

Daß du kämest

Daß du noch einmal kämest,
In diese dunkle Zeit,
Du aller Lichter hellstes,
O Stern der Herrlichkeit.

Dann würden tausend Herzen,
Die allen Trostes bar,
In dir das Heil erschauen,
Das lang verloren war.

O zünde alle Lichter
Der großen Liebe an,
O, wende Haß und Zietracht
In deines Friedens Bahn!

Und sage uns die Stunde,
In der du nahe bist,
Daß wir anbetend kommen,
Zu dir, o heil'ger Christ.

Maria Dutli-Rutishauser

Vom Glanz berührt

Wer heimlich Christi Leiden
an seinem Leib gespürt,
wird im Hinüberscheiden
vom ersten Glanz berührt.
Wer Christi Tod erlitten,
wird mit ihm auferstehen.

Reinhold Schneider

Das Licht des Marcel Bouche

Eine Erzählung aus dunklen Tagen

Von Heinz Haller

"Sie haben also gestohlen — Sie haben unbefugt ein französisches Depot betreten! Wissen Sie, was das bedeutet?" Eine Pause entstand in der primitiven Wachstube, die nach Leder, Schweiß, und billigem Rotwein roch, und in der der Sergeant Marcel Bouche den Deutschen verhört. Die Welt draußen schien zur Ruhe gegangen. Als der Sergeant ein Fenster aufriß, stob ein eisiger Windstoß herein, daß die armseligen Karbidfunzel an der Decke um ihr Leben bangte.

Marcel Bouche betrachtete aus tabakgeröteten Augen den Menschen, der da in einer zerschlissenen Landseruniform vor ihm stand und mit unförmigen, schwarzen Fingern seine Feldmütze umkrallte. Marcel Bouche war der Chef des kleinen Kohlendepots, das unmittelbar neben der großen Bahnlinie lag. Bis zur Stadt waren es nur wenige Minuten; aber was nützte das all an einem Abend, den die Deutschen den 'Heiligen' nennen; sicher auch dieser da, der immer noch mit zusammengepreßten Lippen vor ihm stand. Marcel Bouche warf seine Zigarette durchs offene Fenster, schaute dann mit einem Blick, in dem sich Mitleid und Wut über diese blöde Störung trafen, auf den Deutschen.

"Nun los, Mann, antworten Sie endlich! Wie heißen Sie? — Wo wohnen Sie? Warum haben Sie gestohlen Kohlen?"

"Komische Frage!" Der in der abgewetzten Feldbluse hatte sich vornübergeneigt. Aus seinen flakkernden Augen schrie eine verzweifelte Not. "Wozu braucht unsereins Kohlen in dieser verfluchten Zeit — Mensch, wissen Sie überhaupt — was frieren heißt? Drei Winter hab ich in Rußland . . . aber das interessiert Sie ja nicht! — Ich bin Gustav Schreiner und wohne in der Friedrichstraße Nr. 17 — im Keller natürlich — bin vor acht Wochen vom Ami entlassen worden — habe keine Arbeit, keinen Pfennig, kein Brot, kein Holz, keine Kohlen, Mensch, hören Sie, kein Brot, keine Kohlen, aber eine kranke Frau und zwei Kinder, die das Lachen verlernt haben — aber, warum erzähle ich Ihnen das alles — ist doch alles so unsinnig und zwecklos —"

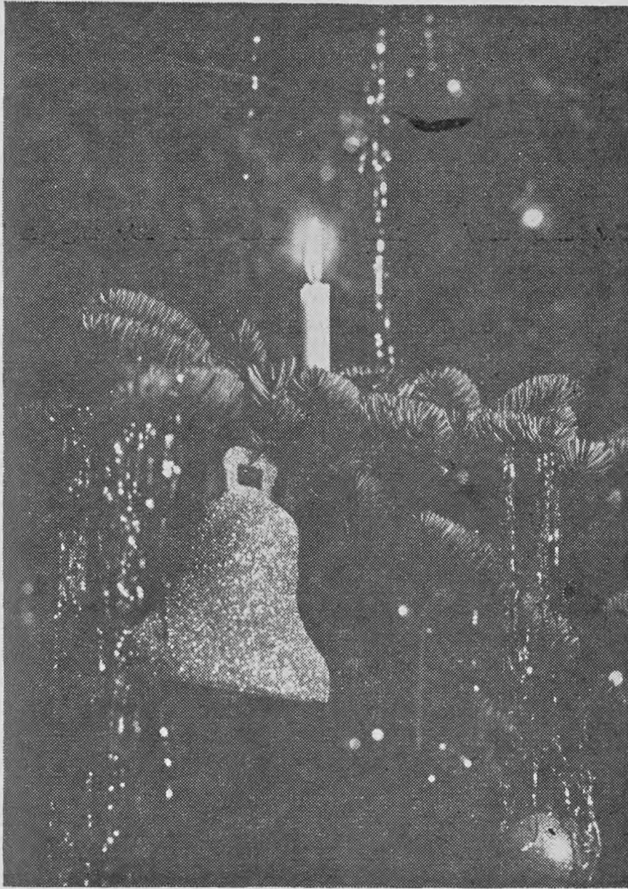
Gustav Schreiner wischte sich den Schweiß aus der Stirn. Sein Atem ging keuchend und schwer. Der Sergeant schloß seine Augen zu einem schmalen Spalt, wieder stand eine Pause im Raum, eine schreckliche Stille, nur unterbrochen vom Rollen eines Zuges.

Da erhob sich Marcel Bouche mit einem Ruck. Griff in seine Brusttasche, hielt ein angesengtes Foto dicht vor Gustav Schreiners brennende Augen. Die Hände des Sergeanten zitterten. "Da — Sie — schauen Sie genau hin — eine Frau, vielleicht wie Ihre, zwei Jungen, vielleicht genau wie Ihre, sehen Sie, wie ihre Augen strahlen . . ." Behutsam und langsam legte der Franzose das Bild wieder auf den Tisch. Sah zum Fenster hinaus. "Hören Sie — alle sind tot — seit vier Jahren — deutsche Stukas — sie liegen noch unter den Trümmern."

Gustav Schreiner überlief es eiskalt, obgleich sein Gesicht wie im Fieber glühte. Was sollte das alles? Wollte der Franzose ihn quälen, ihn langsam Stück für Stück fertigmachen? Sein Blick irrte durchs Zimmer, blieb auf dem Foto haften. Herrgott im Himmel, was wird aus Mathilde und den Kindern? Sein Kopf dröhnte, in seinen Ohren hämmerte es in wilder Verzweiflung. Klar, der da, der hinter dem Tisch, der mußte doch alle Deutschen hassen — das Foto — es sagte hundertmal mehr als der Sergeant, der immer noch in die Nacht starrte. Klar, der Prison war ihm sicher. Und es war Heiliger Abend. Weihnachten . . .

Gustav Schreiner lachte höh-

Der Christbaum



Der Wald hat mich geboren,
weiß weder Tag noch Stund'!
Ich wuchs, klein und verloren
auf seinem feuchten Grund.

Die Stille war mir Schwester,
ich trank die Einsamkeit.
Der Vögel bunt' Orchester
erreichte mich von weit.

Ich mußt' die Arme strecken;
es tat so innig gut,
als wollt' ich den verstecken,
der lange nicht geruht.

Darob kam mir ein Sehnen
— noch wußt' ich nicht, wonach —,
es hieß mich mächtig dehnen
gleich einem stillen Dach.

Nun bin ich abgeschnitten
von Moos und braunem Grund.
Ich habe nicht gelitten:
Es war die große Stund!

Denn zwischen meinen Armen
stellt' sich ein Wunder dar,
Das hellichte Erbarmen
die Jungfrau uns gebar!

Seitdem fühl' ich ein Beben
und fasse es doch kaum.
Wie werdet ihr's erleben!
Ich — bin ja nur ein Baum . . . .

Elisabeth Lill

---

nisch auf, daß der Franzose jäh herumfuhr. "Allez, Herr Sergeant — warten Sie nicht lange — bringen Sie mich ins Prison, aber schnell", wieder lachte der Deutsche schrill und häßlich, "ja schnell, daß ich zur Weihnachtsfeier, zur Bescherung nicht zu spät komme. Es ist meine erste Weihnacht zu Hause seit fünf Jahren."

Marcel Bouche schwieg noch immer. Schweißperlen glänzten auf seinen Stirn. Um seine Mundwinkel zuckte es. Gustav Schreiner zitterte am ganzen Leib. Hundert Gedanken jagten wie irre Träume durch seinen Kopf. Sollte er sich auf den Franzosen stürzen, der ihm Stück für Stück aus der Seele riß — oder sollte er anfangen zu heulen, bitten, betteln, gar vor dem Kerl auf den Knien rutschen — vielleicht —

"Monsieur Schreiner, es tut mir sehr leid, aber ich muß Sie noch heute abend zur Kommandantur bringen. Sie haben in einem französischen Depot gestohlen, Sie haben die Sperrstunde übertreten, und Sie haben die Posten, die Sie erwischten und festnahmen, beschimpft. Es tut mir leid — ich habe strenge Ordonnance — aber ich bin ein Mensch, ja, lachen Sie ruhig, ich bin ein Mensch. Ich habe sogar eine deutsche Großmutter, woher könnte ich sonst so gut Ihre Muttersprache. Ich begleite Sie zu Ihrer Wohnung, wo Sie alles regeln können. Eigentlich müßten Sie sofort zum Kommandanten —. Ich weiß, es ist Weihnachtsabend. Kommen Sie!"

Wie aus weiter Ferne hörte Gustav Schreiner die Worte des Sergeanten. Willenlos stolperte er vor dem Franzosen ins Freie, stampfte mit hängenden Armen durch den Schnee.

Die Kellerwohnung lag abseits der Straße. Über Trümmer, geborstene Treppen und durch riesige Pfützen von Scheematsch ruschten und torkelten die beiden vorwärts. Der Lichtkegel von Marcel Bouches Taschenlampe holte wirre Bilder aus dem Dunkel, gestürzte Mauern, verkohlte Balken, zerfetztes Gestänge; es schien, als bewege sich alles gleich einem häßlichen Spuk. Marcel Bouche stieß an eine geborstene Badewanne. Er erschrak vor dem Ton, der wie eine Klage ins Dunkel ging . . . Vor der Tür verhielten beide einen Herzschlag. Von drinnen hörte man Stimmen.

Der Franzose wandte sich um. Faßte nach der Hand des Deutschen, der gerade öffnen wollte. "Noch nicht, warten Sie!"

Von drinnen hörte man eine Frauenstimme. Sie klang heiser und müde. Dann Kinderstimmen, zaghaft und vom vielen Weinen brüchig. ". . . und, liebes Christkind, mach, daß unsere Mutti bald wieder gesund wird und der Papi bald heimkommt. Liebes Christkind, hilf dem Papi, daß er Kohlen und Essen bekommt." Und danach noch eine einzelne Stimme, ganz leis und zaghaft, daß Marcel Bouche sein Ohr dicht an die Tür legen mußte. ". . . und ich danke dir auch, daß die Franzosen meinem Papi immer noch Kohlen gegeben haben —"

Marcel Bouche trat zwei Schritte zurück. Griff erschreckt wieder nach seiner Pistole in der Manteltasche, die er eben losgelassen, um die Hand seines Gefangenen zu halten. Parbleu, solch' kindische Albernheit — wie leicht hätte ihn der Deutsche einfach zusammenschlagen können.

"Sie werden gut gehört haben, Sergeant! Nun gehen Sie schon rein und sagen meiner Frau, was los ist, und — daß mein Kind seinem Vater noch etliche Tage mehr Prison eingebracht hat — durch sein Gebet — nicht wahr?"

Marcel Bouche blendete seine Lampe ins Gesicht des Deutschen. "Monsieur Schreiner, ich sagte Ihnen bereits — ich bin ein Mensch — und ich bin ein Christ — gehen Sie, ich komme Sie morgen abend holen. Ich vertraue auf Sie, daß Sie nicht Reißaus nehmen und mich in eine unangenehme Lage bringen."

Ehe sein Gefangener antworten konnte, war der Sergeant in die Nacht getaucht . . .

Gustav Schreiner brachte es nicht über sich, seiner Frau die Wahrheit zu sagen. Zudem war es für sie nichts Außergewöhnliches, daß ihr Mann mit leeren Händen zurückkehrte. Das kam schon öfter vor; aber trotzdem gefiel ihr Gustav nicht. Wortlos hatte er sich auf das zerbeulte Sofa geworfen. Nicht einmal das armselige Tännchen hatte er bemerkt, das Mathilde von einer heimlichen Hamsterfahrt mitgebracht und all die Tage in den Trümmern versteckt gehalten hatte. Die Kinder hockten wie frierende Spatzen in ihren Bettchen und schauten mit großen, glänzenden Augen zum Vater hinüber.

Da richtete sich Gustav Schreiner jäh auf. Von draußen drangen Stimmengewirr und das Aneinanderschlagen von Schuhen in die Behausung. Mit einem Schlag waren die Kinder hellwach. "Das Christkind — Papi hör — das Christkind und sein Knecht!"

Dann wurde es still, unheimlich still. Und in diese Stille fielen von draußen drei Worte, die Gustav Schreiner das Blut in den Kopf jagten.

"Bin wieder da!" —

Der Deutsche preßte die Fäuste an die Schläfen. "Der Satanskerl — lügt mich an — jetzt kommt er wieder, der Feigling, und bringt noch einen mit — ein prima Christkind — hahaha . . ."

Wie ein Irrsinniger lachte der Mann los. Mathilde schlug die Hände vors Gesicht.

In der Tür stand Marcel Bouche. Stellte einen Rucksack vor sich. Dann half er einem zweiten zur Tür herein, der einen Sack auf dem Buckel schleppte und sich rückwärts die Treppe herabmühte. Die Kinden klatschten in die Hände, der Ruprecht! Er bringt einen großen Sack! Ätsch, Papi — und das Christkind kommt auch sicher noch!"

Als der zweite sich umdrehte, grinste ein Neger mit breitem Lächeln in die Stube. Schnaufend hatte er den Sack abgesetzt, aus dem ein paar Kohlenstücke zu Boden polterten. Gustav Schreiner stand wie erstarrt. "Monsieur Schreiner, ich habe Ihnen gesagt, ich bin ein Mensch. Wir haben für Sie Essen mitgebracht." Dabei packte er seinen Rucksack aus. "Hier eine Flasche Kognak, Wurst, Käse, Brot, herrliches, weißes Brot, Büchsen und Kartoffeln. Und dort sind Kohlen, aber keine gestohlenen. Das ist Caporal Ali, ein Mann meiner Wache. Er ist ein guter Mensch und wird das alles bis morgen früh vergessen haben. Sie versehen, auch ich werde vergessen — so wie ich schon manches vergessen mußte."

Gustav Schreiner stand immer noch unbewegt. Ein Zittern lief über die ausgemergelte Gestalt. Dann ging er mit schleppenden Schritten auf den Franzosen zu, faßte unbeholfen seine Hand. "Sergeant, ich kann das alles noch nicht fassen — aber Sie müssen mir verzeihen, vieles verzeihen — ich danke Ihnen! Und . . . wollen Sie nicht noch etwas bei uns bleiben — meine Frau und die Kinder . . ."

"Gerne, Monsieur Schreiner, und Ali auch. Wir möchten einmal Weihnachten in Deutschland sehen, wenn auch im Keller. Sehen Sie, als ich in mein Wachzimmer zurückkam und eben den Hörer für die Meldung abnehmen wollte, lag noch das Foto auf dem Tisch. Und Yvonne und die Jungen schauten mich an. Da mußte ich an Sie denken . . . Nun bin ich wieder hier."

Der Sergeant schaute sich in dem Raum um. Ging dann auf Frau Mathilde zu, die völlig verstört vor sich hinschluchzte. "Weinen ist nicht gut. Sehen Sie, ich bin ein Mensch, der das Weinen verlernt hat. Aber ich habe nicht verlernt, ein Mensch zu sein. Und ein Christ . . ."

Aus seiner Rocktasche zog er behutsam eine rote Kerze. "Wissen Sie, Madame, diese Kerze stand früher an unserer Krippe. Meine Jungen gaben sie mir, als ich in den Krieg ging. Jetzt sind meine Jungen nicht mehr da — und meine Frau — nur die Kerze, die habe ich noch. Heute abend soll sie brennen. Ich weiß selber nicht, wie ich dazu komme, aber ich tue es."

Und der Sergeant Marcel Bouche entzündete die Kerze seiner toten Kinder an dem trüben Talglicht des Deutschen Gustav Schreiner. Steckte sie dann auf eine leere Flasche, stellte endlich den seltsamen Leuchter auf den Tisch. Die Kinder hielten die Händchen gefaltet. Frau Mathilde ging auf ihren Mann zu. Faßte ihn mit beiden Händen. "Gustav, komm — es ist wieder Friede . . ." ". . . all denen, die guten Willens sind", vollendete Marcel Bouche.

Dann hockte er sich an das Bettchen der Kinder. –

“Im 15. Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius”

IM FUENFZEHNTEN JAHRE der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, sein Bruder Philippus Vierfürst von Ituräa und der Landschaft Trachonitis, und Lysanias Vierfürst von Abilene war, unter den Hohepriestern Annas und Kaiphas, da erging das Wort des Herrn an Johannes, den Sohn des Zacharias, in der Wüste. Er wanderte durch die ganze Gegend am Jordan und predigte die Bußtaufe zur Vergebung der Sünden, wie geschrieben steht im Buche der Reden des Propheten Isaias (40, 3-5): Stimme eines Rufers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Pfade. Jedes Tal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden! Was krumm ist, soll gerade, was uneben, soll ebener Weg werden! Und alles Fleisch (alle Menschen) wird schauen Gottes Heil.

Evangelium zum vierten Adventsonntag (Luk. 3, 1-6)

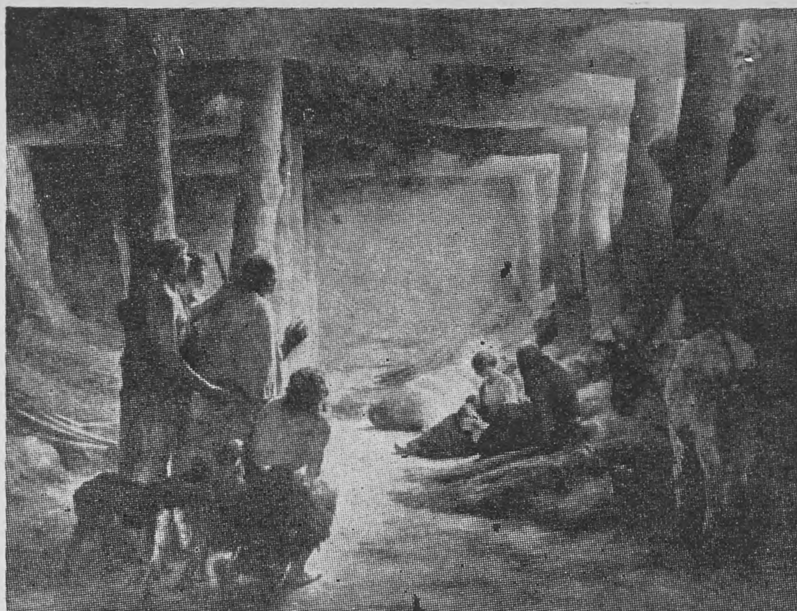
Der politische Raum, in den der Vorläufer Christi und damit Christus selbst mit der Botschaft vom Himmelreich, das gekommen ist, eintritt, ist das *Imperium Romanum*, das römische Reich. An seiner Spitze steht damals Tiberius Claudius Nero. Er war ein hochbedeutender Mann, vielleicht bedeutender als Augustus. Er stammte von Vater- und Mutterseite her aus altem klaudischem Patriziergeschlecht. Die Famile war vor Jahrhunderten aus den Sabiner Bergen nach Rom gekommen. Sie hatte ihr ureigenes Gepräge: es waren meist höchst eigenwillige querköpfige Edelleute, die aus ihr hervorgingen. Dieses Familienerbe war Tiberius hauptsächlich vom Vater her zugekommen. Von der Mutter erbte er die ihm eigene Nachträglichkeit, das langsame Reagieren auf Angriffe und . . . das Nicht-vergessen-Können. Durch viele bittere Lebenserfahrungen, vor allem durch die wenig gute Behandlung seitens seines Stiefvaters Augustus, hatten die klaudischen Erbanlagen eine bedeutende Steigerung erfahren. In seinen jungen Jahren wird dem Kaiser eine seltene, vielleicht etwas weibische Schönheit nachgerühmt; er war ausgezeichnet gewachsen, von sehr weißer Haut — in einem südlichen Land besonders auffällig — mit großen Augen. Im Alter war er mager, seine hohe Gestalt hatten die Jahre gebeugt; sein Gesicht war mit Geschwüren bedeckt, die er unter Pflastern verbarg. So schildert ihn Tacitus.

Tiberius war ein innerlich einsamer, verschlossener und gehemmter Mensch. Nie kam ein Scherzwort über seine Lippen. Die Altersbilder zeigen einen Zug von Bitterkeit um den Mund. Wohl suchte er sich in jungen Jahren manchmal im Alkoholgenuß zu vergessen, weshalb der Soldatenwitz seinen Namen in Biberius = Trinker verunstaltete. Das war Flucht vor sich selbst. Seine Gefühle verbarg er stets hinter einer kalten Maske. Er stand allem skeptisch gegenüber, auch den überlieferten Formen der römischen Religion, so sehr er auch die Bürger zum Gottesdienst anhielt. Er war ein sehr gebildeter Mann; er konnte griechische und lateinische Gedichte machen und hatte ein inneres Verhältnis zur Kunst. Plinius berichtet von der Einfachheit seiner Tafel: sie bestand fast ausschließlich aus Gemüsen, zu denen er einen sauren Sorentiner Wein nahm. Auf dem Schachbrett der hohen Politik war Tiberius immer nur eine Nebenfigur gewesen, und die Würde des Kaisers blieb wirklich nur an ihm hangen, weil kein anderer da war. Das fühlte er auch und kam zeitlebens nie aus dem Ressentiment heraus. Die letzten zehn Jahre seiner Regierung — in diese Zeit fällt das öffentliche Wirken Jesu — zog er sich enttäuscht über die Menschen und das Leben nach Capri zurück, während in Rom der allmächtige Seianus regierte, der das volle Vertrauen des Kaisers besaß. Als aber Seianus, von Ehrgeiz getrieben, selbst nach der Krone strebte, kam es zu dessen Sturz. Er wurde hingerichtet. Das war die letzte große Enttäuschung des Tiberius. In dem Brief, den der Kaiser damals an den Senat richtete, spricht ein 70jähriger, der den Glauben an die Menschen und an sich selbst verloren hat. “Wenn ich wüßte, was ich euch schreiben soll, oder wie ich schreiben soll, oder was ich nicht schreiben soll in dieser Stunde, und es nicht tun würde, mögen mich die Götter und Göttinnen noch schlimmer verderben, als ich mich schon täglich zugrundegehen fühle.” Die Gesundheit des Kaisers hatte in den letzten Jahren sehr gelitten; im Sommer 36 hatte er — wie schon vier Jahre vorher — den Versuch gemacht, nach Rom zu reisen. Er kam bis Tuskulum, wo ihn die Witwe seines Bruders — Antonia — als einzige Getreue begrüßte. Ähnlich ging es im Frühjahr 37, wo er bis zum siebten Meilenstein der Appischen Straße an die Stadt herankam. Auf der Rückkehr von dieser letzten Reise erkrankte er und starb in der Villa des Lukullus bei Misenum am 16. März 37 n. Chr. Als er sein Ende nahen fühlte, zog er den Siegelring vom Finger, als wollte er ihn einem Nachfolger übergeben. Doch der Anfall ging vorüber und der 78jährige steckte den Ring wieder an den Finger. Man ließ ihn allein. Als man wieder nach ihm sah, fand man ihn tot neben dem Bett liegen.

Nicht ohne Ergriffenheit hält man die Münze in der Hand, die das Bild des Kaisers trägt. Es ist die Münze, die Christus selbst in Händen hielt. Markus hat es in seinem Evangelium (12, 13-17) aufgeschrieben. Jesus hatte in einer Auseinandersetzung mit den Pharisäern um einen Denar gebeten; man hatte ihm diese Silbermünze (Durchmesser 18 mm!) gegeben; sie war die reichseinheitliche Steuermünze, geprägt in der Reichsmünzstätte Lugdunum (= Lyon in Frankreich).

Die Münze zeigt auf der Vor-

derseite das Brustbild des Kaisers, in olympischer Nackheit, geschmückt mit dem Lorbeerkranz, der seine göttliche Würde bezeichnet. Die Umschrift lautet: Tiberius Divi Augusti Filius Augustus. Wie das im Orient verstanden sein wollte und auch verstanden wurde, erfahren wir durch gleichzeitige syrische Provinzialmünzen: Tiberios Kaisar Theou Sebastou Hyios Sebastos d. h. Kaiser Tiberius, der anbetungswürdige Sohn des anbetungswürdigen Gottes. Die Rückseite des sogenannten Zinsgroschens — auf dem Tizianbilde ist es fälschlich eine Goldmünze! — bringt den Abschluß der hochamtlichen Titulatur: Pontifex Maximus — Archhiereus — Oberpriester. Dazu zeigt die Rückseite die Kaiserinmutter Livia — sie war 29. n. Chr. im Alter von 86 Jahren gestorben — auf dem Götterthron sitzend, in der Rechten das olympische Langszepter, in der Linken den Ölzweig, der sie als irdische Verkörperung des himmlischen Friedens charakterisieren soll. Selbstverständlich war dieses Bild bewußt gewählt: olympischer Glanz sollte von der verklärten Mutter auf den Sohn fallen. Die Münzen der Kaiserzeit waren ja Macht- und Kultsymbol in einem. Sie waren es vor allem durch das Herrscherbild. Man weiß, daß es gerade Tiberius mit dem Heiligkeitscharakter der Bildnismünzen sehr genau nahm und jeden als Religionsverbrecher hinrichten ließ, der einen Augustusdenar nicht mit der nötigen Andacht behandelte. Das also ist der Tiberius des Lukasevangeliums. Sein Name bezeichnet den politischen Raum, in den das Evangelium Christ eintrat. Dieser Raum wird sich wehren mit dem Einsatz aller seiner Machtmittel bis zur Brutalität blutiger Verfolgung. Aber in ein paar Jahrzehnten wird die Cathedra Petri — wenn auch noch verborgen — mitten in der Millionenstadt Rom neben dem Thron des römischen Kaisers stehen, und ehe 300 Jahre vergangen sein werden, wird ein Nachfolger des Tiberius das Evangelium Christi zur Religion des Reiches erklären, und das Heidentum der antiken Welt wird sein Knie beugen in Glauben an den Kyrios Christos. –



☆ GEHEIMNIS DER WEIHNACHT ☆

Gott ist im Fleische,
Wer kann dies Geheimnis verstehen?
Hier ist die Pforte des Lebens
Nun offen zu sehen!
Gehet hinein,
Eins mit dem Kinde zu sein,
Die ihr zum Vater wollt gehen.



Hast Du denn, Höchster,
Auch meiner noch wollen gedenken?
Du willst Dich selber,
Dein Herz voll Erbarmen mir schenken.
Sollt nicht mein Sinn
Innigst sich freuen darin
Und sich in Demut versenken?



Jauchzet ihr Himmel,
Frohlocket ihr Enden der Erden!
Gott und der Sünder,
Die sollen zu Freunden nun werden.
Friede und Freud
wird uns verküdiget heut.
Freut euch, Hirten und Herden!

Gerhard Tersteegen (1697-1769)



Engel in der Heiligen Nacht

. . . und die Hirten fürchteten sich sehr

Eine Legende, von Otto Gillen



Über dem Felde von Bethlehem erschienen die himmlischen Heerscharen, und die Hirten erschraken sehr. Das kann man sich denken: diese einfältigen Männer, die kaum einmal richtig träumen, weil sie viel zu fest schlafen, wachen plötzlich auf und sehen den Himmel offen, sehen wie Sonnenstrahlen durch ein Wolkenloch aus dem Abgrund des Himmels unermeßliche Scharen von Engeln sich ergießen. Es waren darunter Engel aller Farben und Ordnungen, die Farben und der Glanz aller Edelsteine, und es waren darunter die Engel, die auf feurigen Rädern stehen und solche, deren sechs Flügel über und über mit Augen bedeckt sind. Der Anblick eines einzigen dieser Engel hätte einen Heiligen zittern gemacht. Nun waren es mehr Engel, als ein ganzer Himmel voll kleinster Lämmerwolken; zuoberst, hinter den Sternen, war der erste Kreis, der war heller als der Vollmond; die Sterne wurden blaß von seinem Glanz. Dann kamen andere Kreise, immer einer vor dem anderen, doch so, daß man durch alle hindurch bis zum letzten sehen konnte. Je näher sie der Erde kamen, desto kleiner wurden sie; es sah aus wie ein ungeheurer Berg, dessen Fuß im Himmel stand und dessen Spitze der große Engel bildete, der den Hirten die frohe Botschaft brachte. Wenn er auch ein freundliches Gesicht machte und den Männern sagte, sie sollten sich nicht fürchten, so hatten sie doch mächtig Angst. Wäre die schöne Musik nicht gewesen und das wunderbare Gloriasingen, von dessen Herrlichkeit man sich gar keinen Begriff machen kann, dann wären sie vor Angst gewiß gestorben.

Der Gesang der Engel war verstummt, der Himmel war blauschwarz, von friedlichen Sternen übersät. Nur eine einzige Wolke, schimmernd wie Perlmutter, Mondstein und Opal, schwebte dahin, das war die Schar der heimkehrenden Engel. Als die Hirten die ferne Wolke sahen, faßten sie sich ein Herz, sprangen auf und kamen miteinander überein, den Worten des Engels zu folgen und den neugeborenen Heiland sogleich aufzusuchen. Kaum hatten sie das beschlossen, als sie von einer unbändigen Freude erfaßt wurden, von einer Freude, die viel größer und auch ungeduldiger war als die Freude der Kinder am Heiligen Abend. Sie sollten ja nicht einen Gabentisch sehen mit einer papierenen Krippe darauf, sondern die richtige Krippe des Heilandes und gar den Heiland selber! Es war ihnen, als warte das Christkind schon auf sie, und so liefen sie denn hin in die Nacht. Sie liefen, die Alten und Jungen, als gelte es einen Wettlauf zu gewinnen.

Die Hunde waren mit ihnen gekommen, so lagen die Hürden mit den Schafen ganz verlassen im Dunkel der Nacht. Daran hatten die Hirten gar nicht gedacht; in ihrer Freude hatten sie alles stehen- und liegengelassen und selbst ihre Herde vergessen, die sie doch sonst keinen Augenblick im Stich ließen. Die hungrigen Wölfe der Gegend witterten die gute Gelegenheit und schlichen in ganzen Rudeln näher und näher an die Hürden heran. Verängstigt drängten sich die Schafe in einer Ecke zusammen und blökten gar jämmerlich.Doch kein menschliches Ohr hörte die Klagerufe; nur einer vernahm sie, der göttliche Heiland in der Krippe. Und er gedachte schon den ersten Tag seines irdischen Daseins mit einem Zeichen der Liebe zu den Menschen zu beginnen und den Hirten, die um seinetwillen die Herden verlassen hatten, eine Freude zu machen. Aber was tat er nun Großes? Er weinte nur, so wie Kinder in kalter Nacht weinen, und der Hüterjunge, der vorhin auf dem Weg to toll getanzt und gelacht hatte, reichte ganz still Maria sein Schulterfell, damit sie ihr Kind besser zudecken könne. Die heimkehrenden Engel, die schon weit unter dem Himmel schwebten, vernahmen mit ihrem Gehör das Weinen des Jesuskindes. Und sie kehrten wieder zurück, um durch ihren Gesang das arme Kind zu trösten. Von ihrem Gesang, der roten Lohe der Seraphim und dem saphirnen Leuchten der Cherubim wurde die Nacht über Bethlehem und den benachbarten Gefilden wunderbar erhellt. Auch die Hürden lagen in blendendem Licht, und die Wölfe flohen erschrocken in den Schatten der Wälder. Der taghelle Glanz hielt an, bis die Hirten zurückgekehrt waren; und da sie das Wunder sahen, fielen sie auf die Knie und dankten Gott. –

Herr, wir bitten Dich
Gib Deinem Volke
Gesundheit an Leib und Geist
Damit es allezeit verdient
Von Dir geschützt zu werden
Weil es in allen guten Werken
ausdauernd ist. Kirchengebet

•

Still geht der Tag zu Ende,
Wir heben unsre Hände
Und lauschen in die Nacht,
Vertrauen unsre Sorgen
Nun Gott und sind geborgen
Bei Ihm, der für uns wacht.

Einfach sein - nicht karg

Hellmut Holthaus untersucht ein schwieriges (einfaches) Problem

Wenn einer vor heißem Kaffee und frischen Brötchen sitzt, und es stehen auch noch weichgekochte Eier auf dem Frühstückstisch, und Butter und Honig und Marmelade fehlen nicht, dann darf ich ihm nicht raten, er möge einmal ins unbestrichene Brötchen beißen, um nur zu sehen, wie das schmeckt.

Iß du selber die Brötchen trokken! das wäre alles, was er mir zwischen zwei Brötchen antworten würde.

Ja, ich tue das wirklich manchmal. Nicht als ob ich keinen Sinn hätte für ein komplettes Frühstück und nicht wüßte, daß es ein Genuß, und zwar einer, der für sich allein bestehen kann.

Es ist ein einfacher Genuß.

Das Gegenteil vom Einfachen ist das Zweifache, das Vielfache. Auch das Anschauen ist ein einfacher Genuß. Wenn wir mit der Eisenbahn fahren, haben wir Gelegenheit, uns ihm hinzugeben. Wir tun's flüchtig und lesen dazu. Wenn wir lesen, wollen wir auch noch Musik dazu hören. Wenn die Musik spielt, spielen wir selber auch, Karten oder sonst etwas, wenigstens unterhalten wir uns. Denn die Musik "spielt dazu."

Wir mögen die einfachen Genüsse nicht. Sie sind uns zu einfach, und wir sehen uns genötigt, sie miteinander zu kombinieren, damit wir ein Mehrfaches an Genuß erhalten, ein Genußkombinat, einen Genußsalat, der nicht so harmlos ist wie ein gutes Frühstück, und an dem möglichst sämtliche Sinne beteiligt sein sollen, und jeder möglichst auf verschiedene Arten.

Und das Ideal ist jener moderne Patensohn der Feen, jener Reiche im Auto, an dem die wechselnden Bilder der Landschaft vorüberfliegen, während seine Lungen Zigarettenrauch einsaugen, seine Zunge eine Praline zerdrückt und Radiomusik in seine Ohren sickert. Der arme Reiche! Er weiß nicht, was er sieht, hört, fühlt und schmeckt in seinem komplizierten Paradies, er hat alles, und deswegen hat er nichts.

Es täte ihm gut, seine Brötchen sozusagen einmal trocken zu essen, staunen würde er über den feinen Duft ihres Inneren, den köstlichen Geschmack ihrer hellbraunen Kruste. Ich wünschte ihm einen Geschmack auf der Zunge, wie Mathias Claudius ihn hatte, der, während ihm das Wasser im Munde zusammenlief, vor einer Schüssel Kartoffeln schrieb: Schön rötlich die Kartoffeln sind und weiß wie Alabaster!

Wir sind zu verwöhnt. Ja du liest richtig, wir sind zu verwöhnt.

Ich spreche nicht von den Reichen, sondern von unsereinem, von dir und mir. Die Einwohner der kalabrischen Stadt Sybaris waren verwöhnt und verschwenderisch, noch heute sind sie berühmt wegen ihrer Üppigkeit. Nun, das meiste von dem, womit sie ihren Aufwand bestritten, das haben wir auch, und vieles, was wir haben, hätte ihren Neid erregt. Was sie sich nur leisten konnten, weil sie über märchenhaften Reichtum verfügten, das steht uns zu normalen Preisen zur Verfügung, und eine gepolsterte Sänfte, die einen schnell wie der Wind spazierenfährt und unterwegs auch noch mit Musik erfreut, hätten sie für ein Weltwunder an Üppigkeit gehalten.

Die Liebe zu den einfachen Genüssen aber ist auch das Gegenteil von Sparsamkeit und spartanischer Gesinnung. Sie ist genießerisch und die Kunst, bis auf den Grund zu kosten, was das Leben zu bieten hat.

Einfach heißt ja nicht karg, sondern: aus einem, nicht aus vielem bestehend. Das Rezept zu solcher Lebenskunst ist bald aufgeschrieben: Wenn du liest, lies und tue nichts sonst. Wenn du Musik hörst, höre und tue nichts sonst, folge ihr von Anfang bis zum Ende. Laß dir nichts entgehen, verschenke nichts!

Fändest du, daß das Rezept zu schwer sei, dann würdest du damit eingestehen, daß dir die Kraft zum Genießen überhaupt abhanden gekommen ist. In diesem Fall könnte man dir ein gutes Frühstück oder ein trockenes Brötchen, eine Pastete oder eine Kartoffel vorsetzen: es wäre alles einerlei.

Es ist zwar keine theologisch-wissenschaftliche Bibelerklärung, zu denken gibt es aber doch, wenn man im Propheten Isaias (1:3) liest: "Der Ochs kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn. Nur Israel hat keine Erkenntnis, mein Volk keine Einsicht." Wenn man dieses in der hl. Bibel liest und nachher an Ochs und Esel der Krippe von Bethlehem denkt. Sie wärmten das Kind mit dem Hauch ihrer Mäuler. Sie taten es fleissig, sie taten es eifrig, sie taten's dem Herrn, und sie taten es gern. Als wenn Glauben, Hoffen und Lieben in ihnen wären! Nur Israel steht abseits, der Mensch. Keiner soll ihn besitzen und niemand ihm Herr sein. So etwas liebt der Mensch einfach nicht. Drum ist es auch mit dem Glauben so halb, und das Hoffen, das christliche Hoffen, überhaupt nicht mehr da. Kyrie eleison!

H. K.



Weihnachtsbesuch

von **Rudolf Krämer-Badoni**

Der Beamte begleitete die beiden alten Leute hinauf in den Sprechraum. Er ging geschäftig vor ihnen die Treppe hinauf, mäßigte aber immer wieder den Schritt, den deiden Alten machte das Treppensteigen Mühe. Niemand sagte ein Wort.

Sie traten in den Besuchsraum, sie kannten ihn schon. Es war, wie wenn sie in ein selten benutztes Zimmer ihrer Wohnung träten. Sogleich wurde ein Mann in mittleren Jahren aus dem Innern des Hauses hinter das Gitterfenster geführt.

“Tag Mama”, sagte er, “Tag Papa.”

“Guten Tag, mein Junge”, sagte die alte Frau und sah ihn liebevoll-erschrocken an. Der alte Mann nahm den Hut ab, drehte ihn in den Händen und sagte im Ton einer ruhigen Feststellung leichthin: “Fritz.” Der Beamte trat mit amtlich unbeteiligter Miene etwas zur Seite. Den Begleiter des Gefangenen hinter der Wand bekam man nicht zu Gesicht.

“Wir dürfen heute etwas länger bleiben”, sagte die alte Frau mit befriedigter Stimme, “weil es der Weihnachtsbesuch ist. Wir haben . . .” Die Stimme versagte ihr, und der alte Mann fuhr an ihrer Stelle fort: “. . . ein Paket für dich abgegeben. Hoffentlich macht es dir Freude.”

“Macht es bestimmt”, sagte der Mann hinter dem Gitter. “Ich danke euch. Solltet euch aber nicht immer in Unkosten stürzen. Ich komme schon zurecht.”

“Ach”, sagte die Frau und tappte mit zitteriger Hand hinter sich. Der Beamte schob ihr einen Stuhl hin, sie setzte sich. “Ach, Fritz”, sagte sie und schluchzte

“Hör auf”, sagte der Mann hinterm Gitter, “du weißt, daß ich keine Tränen sehen kann.” Er blickte betreten, ja geradezu verzweifelt weg. Eine Weile schwiegen alle. Dann gab sich die Frau einen Ruck und sagte:

“Fritz, ich möchte dich so gern etwas fragen.”

“Frag nur, Mama”, sagte der Mann hinterm Gitter.

“Ich möchte dich fragen, ob du . . . ob . . .” Sie konnte nicht weitersprechen. Der alte Mann sprang ein: “Mama möchte wissen, ob du”, er schob sein Gesicht nahe ans Gitter und zwinkerte dem Mann dahinter mit den Augen zu, “ob du mit dem lieben Gott einig bist, also ob du in die Kirche gehst und zur Weihnachtszeit auch zu den Sakramenten.” Er zwinkerte dem Mann hinterm Gitter noch einmal zu, beschwörend, den Sinn konnte wohl nur der Mann hinterm Gitter verstehen. Er zwinkerte blitzschnell zurück und sagte zu der alten Frau:

“Da kannst du ganz beruhigt sein, Mama. Der Pfarrer ist mit mir zufrieden, und so ist es vielleicht auch der liebe Gott. Soweit wir armen Menschen das wissen können.”

“O ja, mein Junge, da sagst du das Richtige. Soweit wir armen Menschen . . .” Sie konnte wieder nicht weitersprechen.

“Es geht dir also gut?” sagte der Alte.

“Und euch?” fragte der Mann hinterm Gitter dagegen.

“Ach uns”, sagte der alte Mann und blickte auf seinen schwarzen Hut hinunter, “uns geht es ja überhaupt nicht. Wir leben so in den Tag hinein, lesen morgens die Zeitung, machen ein paar Schritte die Straße entlang, hören ein bißchen Radio, lesen mal ein Buch, wie soll es uns schon gehen.”

*

Der Gefangene war seit etwa einer halben Stunde in die Zelle zurückgekehrt, da wurde er wieder abgeholt. “Ihr Vater ist noch einmal da”, brummte der Wachtmeister.

“Was ist denn?” sagte der Mann hinterm Gitter erstaunt.

“Ich habe der Mama vorgeschwindelt, daß ich mein Portemonnaie hier liegengelassen hätte. Ich möchte nämlich endlich einmal allein mit dir reden, Fritz.”

“Bitte”, sagte der Mann hinter dem Gitter.

“Es ist nämlich, na, wie soll ich sagen, laß mich zuerst einmal so sagen: lebst du wirklich religiös?”

“Keine Spur”, sagte der Mann hinter dem Gitter und lächelte. ,“Dachte ich es mir doch. “Ach”, er holte tief Atem, “was ich sagen wollte, Fritz. Du weißt vielleicht nicht, daß ich an allem schuld bin. Ich meine, ich war immer zu schwach in der Erziehung, ich habe dich immer machen lassen, was du gewollt hast. Nicht, daß mir alles recht gewesen wäre. Aber die Hauptsache war für mich immer, daß Mama im guten Glauben erhalten wurde. Ihr Glück, du verstehst. Ich habe sie sehr geliebt, immer, auch heute noch, verzeih mir, Fritz.” Nun tastete auch er hinter sich, und der Beamte schob auch ihm den Stuhl hin. “Dann kamen die schweren Schläge, aber die Frauen verwinden ja die Schläge besser als die leichten. Und schließlich der schwerste, daß du diesen Raub . . .”

“Na laß mal”, sagte der Mann hinter dem Gitter streng.

"Stell dir vor, du hättest den Mann dabei umgebracht. Der Richter hätte dich zum Tode verurteilt. Und wie wärst du vor dem höchsten Richter erschienen, so ohne Glauben?"

"Die Todesstrafe ist abgeschafft. — "Aber du sitzt hinter Gittern." — "Sicherer als ihr." — So kommen wir nicht weiter, Fritz." — "Wollen wir das denn?"

"Ach Fritz", der alte Mann ließ den Kopf auf die Hände sinken, "ich weiß ja, ich kann nichts von dir verlangen. Ich bin an allem schuld. Ich war zu weich, ich habe sie so sehr geliebt, und ich habe ihr zuliebe immer alles von ihr ferngehalten. Ach, das lebenslängliche Augenzwinkern . . . ach, mein lieber armer Junge . . ."

"Und du meinst", sagte er zögernd durchs Gitter zu dem alten Mann hinunter, "wenn ich mit Gott in Ordnung käme . . ."

"Ja, das meine ich, ich hoffe es", flüsterte der alte Mann.

"Ich könnte jetzt alles auf deinen Schultern belassen", sagte der Mann hinterm Gitter streng, "und könnte deine Gefühle bestätigen. Aber du hast mir ja schließlich nicht umsonst eine reiche Bildung angedeihen lassen. Und von der mache ich zu deinen Gunsten Gebrauch . . ." Er holte einen Augenblick lang Atem, schlug die Augen nieder, als zwinkere er sich selber zu — da er ja mit dem Alten nicht mehr zwinkern konnte —, und sprach dann auf den gesenkten Kopf hinunter: "Und ich sage dir, du kannst ruhig sein. Die Erziehung, ach, lieber Papa, sie tut nicht viel dazu und noch weniger davon. Es beruht alles auf der Zusammensetzung des Charakters, der sich von Generationen her in einem mischt. Jeder ist, wer er ist, von Geburt an, von Zeugung an, von dem Augenblick an, in dem die beiden Zellen, die eine so beschaffene und die anandere soundso beschaffene, sich treffen. Und ich . . . ich bin so beschaffen: etwas sehr haltlos, etwas sehr gierig, etwas sehr auf augenblickliche Befriedigung meiner Gelüste aus, was willst du, dafür kann keine Erziehung oder Verziehung etwas . . . Laß mich zu Ende reden!", denn der Alte wollte den Kopf heben, aber nun senkte er ihn wieder auf die Armesünderbrüstung, "denn ich kann dir auch eine Hoffnung mitgeben. Wir beide waren immer sehr rührselig, nicht wahr, und wir sind es noch. Leicht zu entflammen, wie? Nun stell dir vor, genauso, wie ich leicht zu einer Lumperei zu entflammen bin, genauso könnte ich eines Tages zu einem gottesfürchtigen entflammt werden. Lies das Evangelium wieder einmal, dort wirst du die Haltlosen als die vorzüglich Geeigneten antreffen. Darauf können wir beide hoffen. Es ist nicht aller Tage Abend, und solange der Abend nicht da ist, kann noch jeder Tag sich wenden. Ich wünsche dir und Mama ein gesegnetes, hoffnungsvolles Weihnachtsfest."

Der Alte hob das Gesicht auf, tränenüberströmt, und lächelte dem Mann hinterm Gitter zu.

"Ich spreche dich los, Papa", und der Mann reckte sich hoch hinter dem Gitter empor, es sah aus, als wolle er eine priesterliche Haltung einnehmen, und der Beamte starrte entsetzt durch das Gitter hinein, "du hast keine Schuld, geh hin und lieb deine Frau ohne Reue, ich liebe sie auch."

Der Alte, tränenüberströmten Gesichts, hob die Hände auf: "Sohn, ich danke dir, Gott segne dich, oh, so viel Glück und Hoffnung . . ."

Der Mann hinter dem Gitter sagte streng zu dem Beamten, der den Alten begleitet hatte: "So führen Sie doch um Gottes willen den alten Herrn ab, Herr Wachtmeister!"

Und so trennten sie sich. Der Alte ging weinend, lächelnd und weinend die Treppe hinunter, der Mann hinterm Gitter wurde den Korridor entlang zurück in die Zelle geführt. Er knirschte vor sich hin:

"Herrgott, wie schwer ist es doch, zwei so alten Leuten eine kleine Weihnachtsfreude zu bereiten."

"Was wollen Sie", brummte der Wachtmeister, "leicht hat's halt niemand."

Er bemerkte, daß der Gefangene feuchte Augen hatte. –

AN DER KRIPPE

Bist du arm, denk allerwegen:
Ein Kindlein hat auf Stroh gelegen
Und war doch unser aller Segen.
Lässt dich verjagt die Welt erfrieren:
Das Kindlein bei zwei armen Tieren
Musste des Himmels Thron verlieren.
Ist die Nacht dein Teil und Trauern:
Vergiss mir nicht des Stalles Mauern,
Das Kind kam keiner zu bedauern.
Hat deine Freundschaft dich verlassen:
Dies Kind kam in der Menschen Hassen,
Ein Kreuz in Liebe zu umfassen.
Warum ist solches denn geschehen?
Dass wir des Vaters Antlitz sehen,
Ist solches durch den Sohn geschehen.

Ruth Schaumann

Der Staat in der technischen Welt

Der Kommunismus kann nicht die Ordnung der Zukunft sein

Von Bernd Koch, "Allgemeine Sonntagszeitung", Würzburg

Technik — Segen oder Fluch: nicht erst seit gestern und heute gehen um diese Frage die Sorgen und Hoffnungen, die positiven und die negativen Voraussagen der Betrachtungen und Kritiker unserer Zeit. Die Optimisten sind gewiß, daß der Mensch, der sich seine Werkzeuge schuf, sie auch in der Hand behalten und immer besser beherrschen werde; die Pessimisten meinen, sie seien ihm aus den Händen geglitten, führten ein Eigendasein und formten nun ihrerseits an ihrem Herrn und Meister, der sich wie ein schlechter Zauberlehrling erwiesen habe. Mit einiger Vorsicht wird wohl von einer Wechselwirkung auf das Gesamte wie den einzelnen gesprochen werden dürfen. Eigentümlich berührte uns daher der Beitrag eines jungen Mitarbeiters, eines Studierenden an einer Technischen Hochschule, für den die Übermacht, um nicht zu sagen: die bestimmende Macht der Technik heute so selbstverständlich zu sein scheint, daß er ihr einen Wirkraum von erstaunlicher Weite und Tiefe in wirtschaftliche, politische und soziale Bereiche hinein zuerkennen möchte; manchem wird dies wohl in seinen Schlüssen einigermaßen utopisch erscheinen. Wir stellen ihn zur Debatte, weil wir uns freuen, wenn junge Menschen heute um sich mit offenen Augen schauen, sich eigene Gedanken und einen eigenen Reim auf die Dinge machen. Und wir wollen das Argument, daß solche Ideen doch zu jugendlich und zu unfundiert seien, als zu einfach und apodiktisch nicht gelten lassen auf dieser Seite, die zum Gespräch für und wider anregen soll.

Staat und Technik

Wie überall, so wirkt auch im politischen Raum stets Neues und Veraltetes nebeneinander. Das Neue ist die Ordnung, die den tatsächlichen Lebensbedingungen entspricht. Das Veraltete ist das Überholte, was gestern stimmen mochte, heute überholt ist und morgen abgeschoben wird.

Daß Veraltetes dem Neuen weichen muß, ist unabwendbar: Römer, Griechen, Perser — Sklaven, Leibeigene, Heloten — Napoleon, Attila, Hannibal — ganz gleich, welche Ordnung oder Unordnung in der Welt herrschte, ganz gleich, wie sehr die veraltete sich gesträubt haben mag: wenn ihre Zeit erfüllt war, wurde sie abgelöst. Wir wissen, daß dies oft durch Krieg und Revolution geschehen mußte. Aber künftig können wir uns dies nicht mehr leisten: jede noch so veraltete und vergreiste Macht wird bald über eigene ABC-Bomben verfügen und selbst auf dem Sterbebett so gefährlich sein, daß man ihr nicht den Garaus machen kann. Wie also sollen wir das Veraltete loswerden?

Im Grunde wäre es einfach: keine geistige oder physische Macht kann sich halten, wenn wir sie fallen lassen, belächeln, abtun. Im April 1945 kämpfte man für und gegen Hitler, als wenn sein Reich in Ewigkeit bestehen würde. Brücken flogen in die Luft, Städte sanken in Trümmer, Blut floß in Strömen. Was aber hätte der überfällige Geisteskranke in der Reichskanzlei vermocht, wenn alle gesehen hätten, was doch wirklich zu sehen war: daß seine Zeit in wenigen Wochen, Tagen unwiderruflich abgelaufen war? So also geht es künftig nicht mehr. Das Gestrige und Überfällige muß rechtzeitig erkannt und aufgegeben werden. Das Neue muß kampflos siegen. Wir müssen sehen, was veraltet und was neu ist, und abschieben, was abgeschoben werden muß. Kampflos muß sich die Ordnung durchsetzen.

Wie steht es nun mit dem Kommunismus? Ist er das Veraltete oder das Neue? Diesseits und jenseits des Vorhanges haben wir allen Grund, dies zu fragen.

Die ökonomischen Forderungen des Kommunismus

Zu Marx' und Engels' Zeiten entsprach der Kommunismus zweifellos einer Lebenswirklichkeit. Neben grenzenloser Armut standen maßlos Luxus und Überfluß. Die himmelschreienden Gegensätze forderten geradezu eine Kraft, die dagegen Sturm laufen könnte, heraus. Eroberung der politischen Macht und Aufhebung des Privateigentums schienen dem Kommunismus der einzige Weg, um die Mißstände zu beheben. Wie aber sieht es heute aus?

Die Technik hat unvorstellbare Fortschritte gemacht. Sie bietet heute selbst den Ärmsten Annehmlichkeiten — elektrisches Licht, Film, Radio, Verkehrsmittel — von denen vor 100 Jahren die Reichsten nicht einmal träumen konnten. Ein Jungarbeiter fährt heute eher, bequemer und schneller nach Spanien, als damals ein Bankier. Tag für Tag laufen heute unzählige und immer mehr Autos, Fernsehapparate und Kühlschränke vom Band. Und dabei hat die technische Zukunft soeben erst begonnen!

Nach 1945 brauchten wir in Deutschland keine zehn Jahre, um uns aus dem gröbsten Elend herauszuarbeiten. Wir können uns heute sehr gut vorstellen, daß es in weiteren zehn Jahren überhaupt keine wirtschaftliche Not mehr gäbe, wenn keine Kriegsfolgen und Rüstungslasten zu bewältigen wären.

Da haben wir es: der "Segen" der Technik ist so groß, daß es auf die Eigentumsverhältnisse nicht mehr ankommt. Wir können es uns getrost leisten, irgendwelche Leute in Überfluß leben zu lassen. Durch unsere Filmgroschen und Totopfennige tun wir dies auch ganz bewußt. Alles, was durch ungerechtfertigten Luxus den Arbeitenden vorenthalten

wird, beträgt insgesamt nicht ein Hundertstel der Kosten für Kriegsfolgen und Rüstungszwecke. Dafür lohnt sich eine wie immer ideologisch bestimmte Revolution nicht mehr. Im Gegenteil: wieviel könnte erspart werden, wieviel ruhiger und sicherer könnten alle leben, wenn man sie vom Programm absetzen würde.

Auch die Frage "Marktwirtschaft oder Planwirtschaft" ist — ökonomisch gesehen — nahezu bedeutungslos. Der Lebensstandard wächst sowohl in östlich wie in westlich orientierten Ländern rapide. Nicht kapitalistisch oder kommunistisch, sondern technisch-fortschrittlich oder technisch-rückständig heißen die Begriffe, von denen der Wohlstand eines Volkes abhängt.

Es muß einmal ganz klar gesagt werden: Wohlstand verdankt ein Land nicht seinen Politikern und Funktionären, sondern seinen Technikern und Ingenieuren. Wenn ein Staat sagt: "Das verdankt ihr alles mir", dann schmückt er sich mit fremden Federn. Der Technik verdanken wir alles und zwar nicht dank, sondern trotz des Staates — nämlich obwohl er durch Kriege und Rüstung immer wieder das Errungene und Erschaffene nimmt.

Die heutige Lebenswirklichkeit zeigt somit deutlich, daß wir aus materiellen Gründen nicht auf den Kommunismus angewiesen sind. Um Hunger und Armut zu beseitigen, ist weder die Aufhebung des Privateigentums noch die Einführung der Planwirtschaft erforderlich. Der technische Fortschritt ging über die wirtschaftlichen Mißstände des vorigen Jahrhunderts auch so hinweg. Wie aber sieht es mit den gesellschaftlichen Zielen des Kommunismus heute aus?

Alte und neue Klassenunterschiede

Ob jemand hungrig oder satt ist, macht einen himmelweiten Unterschied. Ob man sich dagegen an Rindfleisch oder an Austern satt ißt, spielt kaum eine Rolle. Solange es darum ging, die elementarsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, waren die Unterschiede zwischen arm und reich riesig. Wenn aber in wenigen Jahren ein allgemeiner Wohlstand erreicht sein wird, wäre es sinnlos, die Menschen weiterhin nach ihrem Besitzstand in Klassen einzuteilen. Es ist gleichgültig, ob jemand im Volkswagen oder im Mercedes nach Italien fährt.

Noch sind wir nicht ganz soweit. Aber schon heute gibt es Werte, die entschieden von größerer Bedeutung sind als Geld und Eigentum. Fragen Sie die jungen Männer auf dem Standesamt, ob das Vermögen oder das Aussehen der Braut wesentlicher ist! Fragen Sie die Studenten, ob der väterliche Geldbeutel oder die eigene Intelligenz höher eingeschätz wird! Was würde Marx zu der Tatsache sagen, daß heute in kapitalistischen Ländern mehr Mißbehagen durch unglückliche Ehen als durch wirtschaftliche Not besteht? Daß eben hier mehr Menschen sich wegen ihrer Figur als wegen des Geldbeutels nicht sattessen?

Kein Zweifel: die alten Klassenunterschiede werden mehr und mehr bedeutungslos. Wenn man dann nicht anders kann oder will, mag man neue Klassen konstruieren, in denen sich die Menschen nicht mehr durch ihren Reichtum unterscheiden, sondern durch das Maß, in denen ihnen Sympathien und Antisympathien zufließen, oder wie immer sonst. Gestern schickte mir meine Schwester eine Karte aus ihrem Urlaub: "Ich bin hier in einer netten Gruppe und wir bekommen viel Spaß." Kein Wort schreibt sie über Essen, Komfort, Unterbringung. Fragen Sie die Campers: Lieber mit neuen Leuten im Zelt als mit unausstehlichen im Luxushotel. Und so ist es überall: größere Unterschiede als zwischen arm und reich gibt es zwischen Menschen, die Glück, und Menschen, die Unglück in der Liebe haben; zwischen Mädchen, die bei jedem Tanz sitzen bleiben, und Mädchen, um die sich sehr die Tänzer drängeln; zwischen Leuten, die mit sich selbst fertig werden und gut gelaunt den anderen entgegentreten, und Leuten, die mit sich und der Welt unzufrieden sind.

Was eigentlich wollen da die Kommunisten noch mit ihrem Manifest aus dem vorigen Jahrhundert? Statt die Proletarier aller Länder, sollte man besser die Vereinsamten, Kranken, Willensschwachen zum Kampf aufrufen: hierdurch ließe sich sicherlich mehr Elend in der Welt beheben, als durch alle politischen Forderungen.

Übrigens — in den unterentwickelten Ländern ist dies nicht so. Überall wo solche oder noch schlimmere Zustände als vor 100 Jahren bei uns herrschen, ist der Kommunismus noch eine relevante Kraft.

Wem gehört denn nun die Zukunft?

Ebensowenig wie Marx die heutigen Verhältnisse voraussehen konnte, wissen wir, wie die Welt in 100 Jahren aussieht. Deshalb können wir auch nicht sagen, wie die zukünftige Ordnung sein wird. Aber wir wissen eines: mehr noch als die Gegenwart wird unsere Zukunft durch die Technik bestimmt. Deshalb brauchen wir einen Staat, der in die technische Welt hineinpaßt: ein leistungsfähiges Verwaltungsinstrument, das ohne nationalen und politischen Klimbim rationell arbeitet. Eine "Regierung" oder "Obrigkeit", die von irgendwelchen messianischen Ideen besessen ist, ihre Bürger und gar andere Länder bekehren und befürworten will, gehört nicht in eine technische Welt.

Aus diesen Überlegungen heraus scheint es angebracht, daß sich die politischen Parteien — die ja nun einmal Ideen und Weltanschauungen repräsentieren — mehr und mehr aus dem Staat zurückziehen. Man sollte sie notfalls genauso wie Industriefirmen wegen passiver Bestechung vor Gericht zitieren, wenn sie auf den Staat unangemessenen Einfluß zu nehmen versuchen. In einem technischen Zeitalter sind Wirtschaftsleben und Gemeinschaftsordnung nicht nach Überzeugungen, sondern nach wissenschaftlichen Erkenntnissen und Gesetzen zu regeln. Was sollen Idealisten und Ideologen, Politiker und Demagogen in einer Welt nüchterner Verwaltungsarbeit? Mit politischen Überzeugungen kann man genausowenig einen technischen Staat lenken, wie man damit ein Turbienenflugzeug oder ein Atomkraftwerk konstruieren kann.

Natürlich behalten Politiker und Parteien auch weiterhin ihre Existenzberechtigung. Es wäre eine analoge Entwicklung zu jener, welche die Kirchen nahmen, die

SILVESTER-REZEPT

**Man nehme allen alten Kram,
der in dem Jahr zusammenkam
an Ärger, Feindschaft, Unmut, Streit
und halte einen Topf bereit.
In diesen Topf wird schnell verstaut
das ganze Seelensauerkraut.
Man bringt es ohne große Wörtchen
an irgendein vertrautes Örtchen
und spült den Seelenmüll und Dreck
mit einem lauten Seufzer weg.**

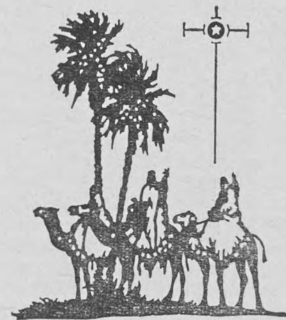
**Dann steigt man in sein Wannenbad
und wäscht den alten Adam ab
und zieht ein Hemd an, blütenweiß,
und schleicht sich vor den Spiegel leis
und hält sich seine Schwächen vor
und nennt sich "Esel", "Ochs" und "Tor",
bis man sich restlos selbst erkannt.
Den Bleistift nimmt man nun zur Hand
und schreibt auf Soll- und Haben-Seiten
die kleinen Freuden, großen Leiden
des Jahres, die man hat erlebt,
worauf man sich vom Stuhl erhebt,
die Hände vor sein Bäuchlein legt,
und seinen Stolz zu Grabe trägt.**

**Nun stimmt man an ein frohes Lied,
worauf man in die Küche zieht.
Dort backt man einen schönen Stollen.
Man nehme zehn Pfund Gutseinwollen,
ein bißchen Weihnachts-Lichterglanz
und eine Prise Toleranz.
Man rührt ein Quentchen Liebe ein,
läßt alles ziehen und gedeih'n,
und gießt dazu nach Hausfrau-Art
die Milch der frommen Denkungsart
und zündet an sein Herzensflämmchen
und wartet wie ein braves Lämmchen,
bis alles kunsprig anzuschauen
und auch für Schwache zu verdauen.
Man nehme diese gute Speise
auf seine nächste Jahresreise
als Kraft- und Dauernahrung mit.
Wir wünschen: "Guten Appetit!"**

Franz Ulrich Gass

Am Geburtsfest unseres Herrn fühlen wir uns allen Lesern ganz besonders verbunden und grüssen sie von Herzen. In der Düsterkeit unserer Tage wünschen wir ihnen die lichte Zuversicht, die aus der Weihnachtsliturgie spricht:

"Ein Kind ist uns geboren,
die Weltherrschaft ruht auf
Seinen Schultern."



Verlag und Schriftleiter

sich ja schon vor Jahrhunderten aus dem Staat zurückgezogen und seitdem ohne Machtmittel um den einzelnen ringen. Wie für die Kirchen mag man auch für die Parteien eine Art Kultursteuer erheben — wir sparen es hundertfach ein, wenn sie nur von den wesentlichen Staatsaufgaben die Finger lassen. In einer technischen Welt des materiellen Überflusses und der persönlichen Freiheit mögen die Parteien sich um den Bürger bemühen. Ohne jeglichen Druck kann sich der einzelne entscheiden, ob er in einem Parteibetrieb oder einer Kolchose arbeiten will. Wirtschaftlich können wir uns das eine wie das andere leisten, und der Staat wird darüber wachen, daß alle leben können und niemand genötigt wird.

Der Kommunismus mit seinem schrankenlosen Machtstreben ist ganz sicher nicht die Ordnung einer technischen Zukunft. Die übrigen politischen Strömungen — wie ausgeführt — auch nicht. Der Unterschied zwischen diesem und jenen liegt darin, daß dieser hart und nachgiebig ewiges Recht für sich in Anspruch nimmt, jene aber sich dem Neuen zweifellos fügen werden. Das Neue kommt unaufhaltsam. Hüben und drüben sollten wir acht geben, daß wir nicht wieder wie im April 1945 zu einer verfaulten und vermoderten Ordnung stehen. –

Aus der katholischen Welt

Rom — Papst Johannes XXIII. ernannte vor kurzem acht neue Kardinäle. Darunter den deutschen Jesuiten und Theologen Augustinus Bea (Beichtvater Papst Pius XII.), und die zwei deutschstämmigen Amerikaner, Erzbischof Gregor Meyer von Chicago, und den unter den Deutschen wohlbekannten Apostolischen Nuntius Deutschlands, den Bischof von Fargo, Aloisius Muench. Kardinal Muench entstammt einer deutschen katholischen Einwandererfamilie der amerikanischen Stadt Milwaukee. Im Jahre 1951 sagte Kardinal Meyer von ihm, daß er in der katholischen Hierarchie Amerikas eine Stellung einnehme, die seinen Namen nicht mehr aus der Kirchengeschichte des mittleren Westens der Vereinigten Staaten werde streichen können. Kardinal Muench, der am 18. Februar 1889 in Milwaukee geboren ward, wurde im Jahre 1914 zum Priester geweiht. Während seiner Kaplansjahre studierte er an der Universität von Milwaukee und in der Schweiz Wirtschaftslehre. Er war Mitarbeiter an der internationalen Arbeitergesetzgebung in Basel, nahm an vielen internationalen Sozialkonferenzen der Jahre nach dem ersten Weltkrieg teil, war lange Jahre aktives und führendes Mitglied des amerikanischen katholischen Zentralvereins. Im Jahre 1929 wurde er zum Rektor des Priesterseminars von Milwaukee, und im Jahre 1935 zum Bischof von Fargo ernannt. Elf Jahre später bestimmte der damalige Kriegsminister der Vereinigten Staaten, Patterson, daß Bischof Muench in Deutschland als Mittelmann zwischen den amerikanischen Besatzungsbehörden der ersten Nachkriegsjahre und den deutschen Bischöfen diene. Papst Pius XII. ernannte Bischof Muench darauf zum Apostolischen Visitator Deutschlands. Was der amerikanische Bischof von Fargo in Deutschland während der großen Jahre des Hungers und der Verdemütigung tun konnte, ist uns allen bekannt. Im Oktober 1949 wurde er von Papst Pius XII. zum Rektor der Apostolischen Nuntiatur in Deutschland ernannt. In jenen Tagen war es dem geschlagenen Deutschland noch nicht erlaubt ausländische Diplomaten im Lande, und deutsch Diplomaten im Ausland, beide für den Deutschlanddienst, zu haben. Pius XII. war es, der durch die Ernennung Kardinal Muench's zum Rektor einer neueröffneten Nuntiatur in Deutschland, den ersten Schritt zur Freiheit Westdeutschlands im internationalen Leben wagte. Zwar war die Apostolische Nuntiatur von 1949 noch kein diplomatisches Büro. Es war praktisch weiter nichts als eine Zentralstelle für religiöse und karitative Leitung. Am 1. Nov. 1950 wurde Bischof Muench zum Erzbischof erhoben. Als Westdeutschland am 6. März 1951 frei erklärt und zum internationalon Diplomatenaustausch wieder zugelassen wurde, ernannte Pius XII. Erzbischof Muench sofort zum Päpstlichen Nuntius für Deutschland, das heißt zum päpstlich-liplomatischen Vertreter des Heiligen Stuhls in Westdeutschland. Pius XII. hatte diesen Posten in Berlin und in München selbst einmal eingenommen. Erzbischof Muench war der erste Amerikaner, der zu solch einer Stellung des internationalen Lebens der Kirche berufen wurde. Die Erhebung zum Kardinal wird jeden deutschen Katholiken freuen. Sein großes Karitaswerk unter den Hungernden Westdeutschlands der Nachkriegsjahre, seine unermüdliche Arbeit unter Deutschen und Amerikanern in Deutschland zum Wiederaufbau des kirchlichen Lebens Westdeutschlands, hat Kirchengeschichte gemacht. Im Jahre 1957 wurde Kardinal Muench von Präsident Theodor Heuss das Große Verdienstkreuz Westdeutschlands in feierlichem Staatsakt überreicht. Ein Kreuz, das er sich durch viele Kreuze verdient hat.

Flüchtlingshilfe — Das Welt-Flüchtlingsjahr 1959-1960, an dem sich, wie wir immer wieder in unseren Zeitungen lesen, 60 Länder der freien Welt beteiligen, wurde auch von Papst Johannes XXIII. durch ein besonderes Schreiben eingeleitet. Wie wir wiederholter Male im Marienboten berichteten, ist die Not unter den inmmer noch in Durchgangslagern lebender Flüchtlingen menschenbeschämend. Die westliche Welt sucht zu helfen. Canada läßt nun auch eine Gruppe von in Europa in Lagern lebenden Flüchtlingen ins Land kommen, denen bisher die Einreise aus Gesundheitsgründen versagt war. Viel Gutes konnte bisher schon seit Anfang des Welt-Flüchtlingsjahres getan werden.

Die Vorsitzende der Abteilung für Einwandererfürsorge im Nationalrat des katholischen Frauenbundes Canadas (National Immigration Convener of the Catholic Women's League), Frau Ward Markle aus Toronto, hat den Katholiken Canadas ein Programm vorgelegt, das von unseren Bischöfen und katholischen Zeitungen höchst begrüßt wird. Frau Markle schlug vor, daß einzelne Pfarrgemeinden und katholische Organisationen eine der Flüchtlingsfamilien der europäischen Lager adoptieren und nach Canada kommen lassen. Die adoptierende Pfarrgemeinde müßte genügend Geld aufbringen, der Flüchtlingsfamilie die Überseereise und die Anfangsauslagen zu bezahlen, die notwendig sind, bis sich die neueingewanderte Familie festgesetzt hat und sich ihr Brot verdienen kann. Frau Markle schlug vor, Diözesankommittees zu gründen, die dann wieder ihre Vertreter in einem Nationalen Bischofskommittee haben. Das Diözesankommittee solle helfen, Pfarrabteilungen in jeder Pfarrgemeinde zu gründen. Diözesan- und Pfarrkommittees würden Hand in Hand planen. Wo eine Pfarrgemeinde nicht stark genug ist, eine Flüchtlingsfamilie zu adoptieren, könnte gemeinsam mit anderen Pfarrgemeinden gehandelt werden. Das ist in großen Umrissen der Plan des katholischen Frauenbundes. In Vancouver, Montreal und Halifax beginnt man sich bereits damit zu befassen. Es besteht kein Zweifel: Die Weltübel zu beklagen ist jedermanns Sache. Ihnen abzuhelfen, ist Christi Liebesgebot. Helfen durch drängende und opfernde Christenliebe heißt Zeugnis geben für unser Glauben.

Ägypten — Islam sucht in den Christen Verbündete. — Die tausend Jahre alte Hochschule des Islams in Kairo, die ägyptische Al-Azhar-Universität, an der 22 000 Studenten den Islam studieren, hat den Wunsch nach einem Bündnis zwischen Islam und Christentum zur gemeinsamen Abwehr des Atheismus und Kommunismus ausgesprochen. Der Leiter der Kulturabteilung der Universität bezeichnete den Kommunismus als die schwerste Plage, die jemals die Menschheit heimgesucht hat. Der Gedanke einer Zusammenarbeit zwischen Christentum und Islam wird sowohl von der ägyptischen Öffentlichkeit als auch von offiziellen Stellen in Kairo begrüßt. Bei Demonstrationen gegen die Hinrichtung im Irak trugen die Demonstranten Schilder mit der Aufschrift: "Jesus und Mohammed gegen den Kommunismus!"

Palästina — Pilgerhotel entsteht in Nazareth. — Wie der melchitische Bischof in Israel, George Haikim, bekanntgab, wird jetzt in Nazareth ein großes Pilgerhotel gebaut. Außerdem soll eine Kerzenfabrik errichtet werden. Der Bischof würdigte die Bemühungen Israels um Religionsfreiheit, den Schutz der heiligen Stätten und die Unterstützung religiöser Minderheiten durch den Staat. Die Regierung habe unter sehr günstigen Bedingungen sogar den Grund für den Bau eines neuen Priesterseminars zur Verfügung gestellt. Erzbischof Hakim ist das religiöse Oberhaupt der sogenannten Melchiten, mit Rom unierter Christen orientalischer Liturgie.

Schweiz — Katholische Partei in der Schweiz gewann alte Stärke. — Bei den schweizerischen Nationalwahlen hat die Konservativ-Christlichsoziale Partei wieder 47 von den insgesamt 196 Sitzen in der Volkskammer errungen. Gewinne und Verluste dieser katholischen Partei in den einzelnen Kantonen haben sich im Gesamtergebnis wieder ausgeglichen.

Das Wunder der Rheinvilla

von Stefan Utsch

Es war nicht so einfach, die Besitzer der kleinen, aber reizenden Villa, die unmittelbar am Rhein lag, zu bewegen, im Sommer ein Ferienkind aufzunehmen. Als Generalvertreter einer großen deutschen Automobilfirma war Herr Gontermann keine Minute am Tag müßig, und der Aufschwung dieser.. Industrie.. erhöhte .. sein Bankkonto von Monat zu Monat. Seine Frau und auch er fragten wenig danach,wer die Quelle geöffnet hatte, aus der jener Strom wirtschaftlichen Wohlstandes sprudelte. Für sie beide war nur die Bilanz interessant, die von Jahr zu Jahr ein freundlicheres Gesicht zeigte. Sie waren stolz auf den Segen, der nach ihrer Überzeugung nur das Verdienst eigenen Schaffens und Strebens war.

So stand eines Tages eine Schwester vor ihnen.

“Es sind der Kinder viele”, sagte sie leise, “die aus den dumpfen Gemäuern Berlins einmal zu Licht und Sonne geführt werden sollen. Sie werden sicher die Freundlichkeit und Güte haben, uns in unseren Bestrebungen zu unterstützen. Denken Sie: es handelt sich um arme Kinder!”

Die Eindringlichkeit der inhaltsschweren Worte wirkte auf das Ehepaar peinlich, sehr peinlich. Mein Gott, man hatte doch seine Arbeit und auch seine Sorgen. Warum ließ man sie nicht in Ruhe! Solche Bettelei . . .!

Frau Gontermann erbat sich Bedenkzeit, um einstweilen die Schwester los zu werden.

“Wir können uns nicht ausschließen”, sagte der Mann nach einigen Tagen in der Sache zu seiner Frau.“ Wir gelten als wohlhabend. . . . Nun, wir sind auch in guten Verhältnissen. Machen wir also mit; . . . Man soll uns nicht ein unsoziales Verhalten nachsagen! Es würde ein schlechtes Licht auf uns sein . . .”

“Du redest so daher”, unterbrach ihn seine Frau erregt. “Die Arbeit habe ich, und nicht du! . . . So seid ihr Männer! Was weiß ich, welche Plag’ man uns da ins Haus schickt! Auf volle sechs Wochen! . . . Ich bin gebunden in dieser Zeit, muß eine Verantwortung übernehmen . . .”

Sie hatte die Gedanken ihres Mannes erraten. Herr Gontermann sagte sich wirklich insgeheim, daß es ihn persönlich nicht störe, wenn so ein fremdes Geschöpf auf eine kurze Zeit zur kleinen Hausgenossin würde. Es war ja von allem genug da, warum sollte man da nicht mal etwas tun.

Die Schwester kam wieder. Und nach einigem Zögern sagte Frau Gontermann zu, und zwar unter moralischem Zwang. Sie befürchtete ein Gerede, wenn sie sich ganz offen abseits von dem großen sozialen Werk stellte, ja, sie fürchtete, daß ihr Ansehen in dem Städtchen leiden werde.

Sie war bis zur Ankunft des Kindes in einer nervösen Hast und Unruhe. Ihr Mann hatte darunter zu leiden. Er, der nach den Mühen des Tages Erholung und Entspannung im Hause suchte, fand nichts mehr vor als die stetigen Klagen seiner Frau, daß man ihr eine “unnötige Last” an den Hals schaffen wolle.

Sie ging also mit keineswegs glücklichen Gefühlen zum Bahnhof. Die Kinder waren soeben angekommen und standen auf dem Vorplatz. Einen Augenblick später sah sie ein Mädchen vor sich, das etwa acht Jahre zählen mochte. Das Kind war für sie bestimmt. Um seinen Hals hing an einer Schnur ein Erkennungsmal von weißer Pappe . . . in der linken Hand trug es ein kleines, armselig anmutendes Köfferlein aus geflochtenem Stroh.

Sie gingen beide durch die große prachtvolle Rheinalle. Schweigsam, als gehörten sie nicht zueinander. Das schlanke hagere und blasse Mädchen trippelte schüchtern,beinahe ängstlich, neben der ihm fremden Frau her, die ab und zu prüfende Blicke auf das Wesen warf, das volle sechs Wochen ihrer Pflege und Obhut anvertraut war.

Ja, Frau Gontermann verzog einigemale bitterböse das Gesicht. Was das Kind für klobige Schuhe trug! . . . Die Absätze waren schadhaft, man konnte es beim Gehen feststellen. Die Strümpfe, die aus den hohen Schäften hervorlugten, zeigten Stopfstellen im Gewebe. Und das Kleidchen?! . . . Es war aus billigstem Stoff und paßte gar nicht recht, ein unschönes Fähnchen. Unter der alten Mütze quoll blondes Haar in reicher Fülle hervor, wohl sauber, aber in ungepflegten Strähnen.

Frau Gontermann fühlte sich endlich doch bewogen, einige Fragen zu stellen. Aber das Mädchen beantwortete sie kurz, ein wenig traurig, denn der Ton der Worte kam ihm hart und kalt vor. Sie war ganz anders als ihre Mutter in Berlin. Steif schritt diese Frau neben ihm her, in rauschender bunter Seide.

Beide gingen durch das Tor in den kleinen Park . . . und von da kamen sie durch den Garten vor die weiße Villa. Das Mädchen stockte, blieb wie gebannt stehen. Seine großen Augen sahen leuchtend in die herrliche Pracht blühender Blumen, es stand da, als sei es aus der Wirklichkeit in den Zauber eines Märchens versetzt.

Der Mensch soll arbeiten; aber nicht wie ein Lasttier, das unter seiner Bürde in den Schlaf sinkt und nach der notdürftigsten Erholung der erschöpften Kräfte zum Tragen derselben Bürde wieder aufgestört wird. Er soll angstlos, mit Lust und mit Freudigkeit arbeiten und Zeit übrig behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist. Görres

Frau Gontermann führte es über einen Flur in die teppichbelegte Diele. Das Kind wagte in seiner Bangigkeit kaum den Fuß aufzusetzen. Das kleine Herz schlug schnell angesichts der nie geschauten Pracht, die sich überall seinen Blicken bot. Das Köfferchen hing an einer zitternden Hand.

Zur Mittagszeit kam Herr Gontermann.

"Es ist still, das Mädchen . . . und so auffallend blaß", sagte die Frau. "Es sagt überhaupt nichts!"

Die Kleine saß schon am Tisch im Eßzimmer, auf dem Platz, den ihm die Frau angewiesen hatte, als Herr Gontermann eintrat. Sie erhob sich sofort artig und kam ihm entgegen. Herr Gontermann fühlte ihr kaltes Händchen in seiner Rechten.

"Wie heißt du denn?" fragte er.

"The . . . Thea Gerswig", kam es stockend von ihren Lippen.

"Kommst du direkt aus der großen Stadt Berlin?"

"Ja, Herr . . .!"

"Hast du auch Geschwister?"

"Wir sind sieben Kinder . . . ich bin das drittälteste!"

"Was macht denn dein Vater?"

"Vater arbeitet an der Eisenbahn", erwiderte sie leise.

"So . . . hm!" Herr Gontermann räusperte sich. Sieben Kinder! . . . Er fühlte ein Unbehagen in sich aufsteigen. Der Vater war Arbeiter, was mochte der Mann für Sorgen haben, bei einem kleinen Verdienst, bei einer solchen Zahl von Kindern.

"Nun setz' dich, Thea, wir wollen essen!" Er klopfte dem Kind vertraulich auf die Schulter.

Mann und Frau sahen, wie unbeholfen das Kind mit den erlesenen Speisen umging, sie bemerkten, welche Mühe es ihm machte, die in den Mund genommenen Bissen zu schlucken. Es war sicher: das Mädchen fühlte sich nicht wohl in dieser ihm völlig fremden und kalten Umgebung.

Das Mittagsmahl verlief sehr einsilbig. Und Herr Gontermann ging am Nachmittag und an den folgenden Tagen wie immer seinen gewohnten Geschäften nach.

Aber schon nach kurzer Zeit bemerkte er doch, daß sich im Hause etwas geändert hatte. Es geschah allmählich ein großes Wunder in der Rheinvilla. Die Frau des Hauses vernachlässigte ihre Freundinnen, sie ging nicht mehr so oft zu Nachmittagsvisiten und lud auch nur noch selten zum Tee bei ihr ein. Und Herr Gontermann kam am Mittag und Abend viel früher als gewöhnlich nach Hause.

Es bildete sich eine geheime, wenn auch ungefährliche Eifersüchtelei zwischen Mann und Frau.Thea hier und Thea da! . . . Jedes von den beiden wollte unbewußt das Kind für sich im Hause haben und beide warben heimlich um seine Gunst. Herr Gontermann erkannte, welch liebeleere und freudlose Zeit er eigentlich bis dahin verlebt hatte. Er liebe Kinder, das merkte er erst jetzt so recht, wo ihm das Schicksal so ein goldiges Herz ins Haus geschickt hatte. Und im Innern seiner Frau blühten plötzlich die bis dahin in Kälte erfrorenen Muttergefühle. Was ihr nun einen stillen Schmerz verursachte, waren die oft auf sie gerichteten, ein wenig vorwurfsvollen und traurigen Blicke ihres Mannes, aus denen sie seinen Kummer darüber zu lesen verstand, daß sie ihm keine Kinder geschenkt hatte.

Herr Gontermann interessierte sich — das war noch nicht dagewesen — nur für die Auslagen in den Schaufenstern der Geschäfte. Eines Tages brachte ein Laufjunge eine Anzahl Pakete hinter ihm her. Seine Frau empfing ihn in der großen Diele und führte ihn lächelnd in das Wohnzimmer. Auf dem Tisch lagen Schuhe, Kleider, Strüpfe, ein elegantes Mäntelchen, Wäsche und sonstiges.

Herr Gontermann packte auch seine Sachen aus. Wenige Minuten später stand Thea mit klopfendem Herzen vor den entzükkenden Herrlichkeiten. Sie sah mit ihren großen Augen verwirrt von einem zum anderen.

Aber sechs Wochen sind keine lange Zeit. Eines Tages — Herr und Frau Gontermann saßen gerade mit Thea beim Vesperbrot — kam die Schwester wieder.

"Morgen geht der Zug . . .! Die Kleine muß sich reisefertig machen!"

Beim Abschied weinte und lachte Thea im Widerstreit ihrer Gefühle: es ginge wieder zu Mutter und Vater und zu den Geschwistern, sagte sie. Aber als sie die traurigen Augen der beiden sah, verstummte sie.

Im Hause Gontermann wurde es ganz still, noch viel stiller, als es früher gewesen war. Herr Gontermann ging unruhig durch die Räume, es fröstelte ihn. Er stand vor dem leeren Bettchen in Theas sonnigem Schlafzimmer. Bei Tisch saßen beide nun immer einige Minuten, ohne das Essen anzurühren, stumm schauten sie zu dem leergewordenen Platz hin. Das Kind war fort.

Aber sie würden es wieder einladen, sie mußten es wieder holen. An diesem Kind — einst so unwillig aufgenommen — hing das Glück ihres Lebens.

Der Stern, der Stall, die Traufe, der Stein,
Ochs, Esel und Kuh und des Feuers Schein
vor Freude aufglänzen,
den Herrn zu bekränzen,
der sie und die Welt
in Händen hällt.
Allein nur Maria es nimmer begreift,
wenn zärtlich ihr Auge das Kind dort streift,
daß sie es gewesen,
die auserlesen,
dem Heilande klein
die Mutter zu sein.

Max Riepie

Loehne im Vatican

Was verdient ein Kardinal? Und was verdient der Arbeiter und Angestellte im Vatikan? Zahlt die Kirche Königslöhne hier und Hungerlöhne dort? Hält die Kirche noch etwas von der apostolischen Armut, die der Heiland gepredigt? Folgender Bericht ist dem Würzburger Wochenblatt "Die Allgemeine Sonntagszeitung" (8. Nov. 1959) entnommen. Er dürfte so manchen interessieren.

Was verdient ein Kurienkardinal?

In der ersten Pressekonferenz seit Bestehen des Vatikans, die vor kurzem stattgefunden hat, zögerte Kardinalstaatssekretär Tardini keinen Augenblick, diese Frage eines amerikanischen Journalisten zu beantworten. Seit der Gehaltserhöhung im Vatikan, die am 1. Juli in Kraft getreten ist, betragen die Bezüge eines Kardinals statt bisher 350 000 Lire (rund $570.00 oder 2380.00 DM) nunmehr 400 000 Lire (ca. $650.00 oder 27720 DM). Dazu kommen noch für die Kardinäle, denen der Vatikan keine Wohnung stellt, 60 000 Lire ($95.00 oder 408.00 DM) als eine Art Mietshilfe, und für die Kardinäle, welche die Verantwortung für die Kongregation, ein vatikanisches Ministerium, tragen, weitere 30 000 Lire (ca $48.00).

Im günstigsten Fall kann also einer der Purpurträger, die im Vatikan den Papst bei der obersten Leitung der römischen Weltkirche unterstützen, ein Gehalt von 490 000 Lire beziehen, etwa $800.00 oder 3332 DM — das ist, wenn man die vielen Spesen in Betracht zieht, die Protokoll und Repräsentationen fordern und die die Kardinäle aus eigener Tasche bestreiten müssen, und wenn man weiter an den geringen Kaufwert der italienischen Währeng denkt, eine Summe, die den "Kronprinzen" der katholischen Kirche manchmal sogar den Unterhalt eines eigenen Autos schwierig erscheinen läßt. Ohne Ausnahme haben alle beim Vatikan akkredierten ausländischen Botschafter höhere Gesamtbezüge.

Löhne der Arbeiter und Angestellten

Während so die Einkommen der höchsten vatikanischen Würdenträger, verglichen mit ihren Verpflichtungen und den Einkünften weltlicher Persönlichkeiten in vergleichbarer Position, eher gering zu nennen sind, hat die Gehaltserhöhung vom 1. Juli den Arbeitern, Bürogehilfen und kleinen Angestellten des Vatikans Löhne und Gehälter gebracht, um die sie ihre Berufskollegen in ganz Italien beneiden. Tatsächlich erhält ein Kurienkardinal nicht einmal das Dreieinhalbfache der Summe, die ein Bürogehilfe niederster Einstufung mit vier Kindern nach zehn Dienstjahren monatlich ausbezahlt bekommt, nämlich 145 000 Lire (etwa $240.00) Es war der ausdrückliche Wunsch des Papstes, daß bei der Festlegung des neuen Gehaltschemas vor allem die Angehörigen der niedrigen Einkommensstufen und unter diesen wieder die Kinderreichen berücksichtigt werden sollten — und so ist es dann auch geschehen.

Familienlohn

Auf diese Weise ist ein System geschaffen worden, das für die Arbeiter und Angestellten des Vatikans einen Grundsatz verwirklicht, den schon Leo XIII. in der Enzyklika "Rerum Novarum" vom Jahre 1891 aufgestellt hat und den seither alle katholischen Soziologen vertreten haben: Die Forderung nach dem Familienlohn. Der gerechte Lohn ist der, der nicht nur dem Arbeitnehmer, sondern auch seiner ganzen Familie ein anständiges Auskommen sichert. Deshalb erhalten jetzt alle Arbeitnehmer im Vatikan seit dem 1. Juli, unabhängig von der Höhe ihres Gehaltes oder Lohnes, Familienzulagen: 10 000 Lire ($17.00) für die Ehefrau und 12 500 Lire (ca. $21.00) für jedes Kind unter 21 Jahren. Studiert das Kind nach Erreichung des 21. Lebensjahres noch weiter, so zahlt der Vatikan bei entsprechendem Studienfortgang die Kosten des Studiums.

Die Lohnerhöhung

Auf diese Weise kommen die hohen Löhne und Gehälter zustande, die vor allem den Kinderreichen ausbezahlt werden. Gleichzeitig wurde veranlaßt, daß auch die Treue zum Arbeitsgeber besser entlohnt wird als bisher. Während vor dem 1. Juli die Löhne und Gehälter nur alle fünf Jahre erhöht wurden — und auch das nur höchstens dreimal — sind jetzt Biennien eingeführt worden, die alle zwei Jahre zu einer automatischen Erhöhung des monatlichen Einkommens zwischen 6000 Lire (ca. $20.00) für die oberste Gehaltklasse, und 3000 Lire (ca. $10.00) für die niederste Gehaltsklasse führen.

Grundgedanken der Lohnreform

Der ganzen Reform lag der Gedanke zugrunde: jedem Arbeitnehmer mit Hilfe seines Einkommens den notwendigen Lebensunterhalt zu geben. Da die Finanzen des Heiligen Vaters nicht eine gleichmäßige Gehalts- und Lohnerhöhung für alle Einkommensstufen erlaubten, wurden die niedrigen Einkommensstufen vorgezogen. Während die höchsten Funktionäre des Vatikans, die Sekretäre der Kongregation, die Richter der Sacra Romana Rota, die Nuntien und Leiter der vatikanischen Ämter, der Oberst der Schweizergarde und der Chefredakteur des "Osservatore Romano", statt bisher 187 000 Lire (ca. $305.00) nur 210 000 (ca. $340.00) Gehalt bekommen, bezieht ein Bürogehilfe bei seinem Eintritt in vatikanische Dienste, wenn er weder Frau noch Kind hat, sofort

statt bisher 51 500 Lire ($85.00) nunmehr 70 000 Lire ($112.00). Bei den obersten Würdenträgern betrug die Gehaltserhöhung nur 12,29 Prozent, bei den Bürodienern niedrigster Einstufung erreichte sie 35,92 Prozent — und gewisse Arbeiterkategorien können sogar einen um 48 Prozent erhöhten Stundenlohn in der Lohntüte nach Hause tragen.

Finanzielle Belastung

Die Wahrheit zu sagen: Es hat den Anschein, als ob man über diese Benachteiligung der höheren Angestellten im Vatikan nicht sehr glücklich ist. Schließlich verlangt auch die Verantwortung, die getragen werden muß, ihren Lohn. Aber Kardinal Tardini erklärte in seiner Pressekonferenz sehr freimütig, warum diesem Verlangen bisher nicht entsprochen werden konnte. Der Heilige Stuhl hat etwas über 3000 Angestellte und Arbeiter. Seine Personalkosten sind schon durch die durchgeführte Gehalts- und Lohnerhöhung von 2,8 Milliarden Lire (fast 5 Millionen Dollar) jährlich um 1,5 Milliarden Lire (ca. 2½ Millionen Dollar) gestiegen. Wären nun auch die höheren Gehälter entsprechend gesteigert worden, so hätten die Finanzen des Heiligen Stuhles eine Last zu tragen gehabt, der sie einfach nicht gewachsen sind. Nach einem Wort Johannes XXIII. ist die Kirche kein auf Gewinn berechnetes Unternehmen, aber sie ist auch kein Bankrottunternehmen — und da alle nicht gleichmäßig beteiligt werden konnten, zögerte der Papst keinen Augenblick, die kleinen Leute zu bevorzugen, für welche die Erhöhung des Gehalts nicht die Anschaffung eines neuen Autos, sondern vielleicht einen neuen Mantel für das älteste Kind bedeutet.

Finanzquellen

Die Gehälter der vatikanischen Arbeiter und Angestellten werden meist aus den Beträgen des Peterspfennigs gedeckt; also aus den Summen, welche die Katholiken der ganzen Welt dem Heiligen Stuhl durch die verschiedenen Diözesen zuwenden. "Damit 4,5 Milliarden Lire etwa aus den Kapitalzinsen bezahlt werden können", sagte Kardinal Tardini, müßte der Heilige Stuhl über ein Kapital von 90 Milliarden Lire (etwa 150 Millionen Dollar) verfügen — und leider hat er solche Kapitalien nur nach den Informationen gewisser Zeitungen, aber nicht nach den Büchern der vatikanischen Güterverwaltung."

Neue Pressepolitik

Damit äußerte sich Kardinal Tardini zum erstenmal über die so häufig diskutierte Frage, welches Vermögen der Heilige Stuhl wohl haben möge — und daß er selbst ein sonst derart als Geheimnis betrachtetes Thema wenigstens indirekt anschlug, zeigt deutlich, mit welcher Offenheit der höchste Würdenträger des Vatikans sich in seiner ersten Pressekonferenz mit den Journalisten unterhielt. Tatsächlich hat die Pressekonferenz in Journalistenkreisen Anlaß zu der Hoffnung gegeben, daß der Vatikan seine Pressepolitik ändern und sich in Zukunft mit Informationen großzüger zeigen könnte als bisher. Man hofft in diesen Kreisen schon lange auf den Ausbau des vatikanischen Presseamtes, das derzeit nur aus zwei, allerdings sehr tüchtigen Redakteuren des "Osservatore Romano" und zwei Bürodienern besteht. Vielleicht wird es einmal einen verantwortlichen "Pressekardinal" geben, wer weiß?

Die Schriftsteller kann man einteilen in Sternschuppen, Planeten, Fixsterne: die ersteren liefern die momentanen Knalleffekte: man schauet auf, ruft: "Siehe da!" und auf immer sind sie verschwunden. — Die zweiten, also die Irr- und Wandelsterne, haben viel mehr Bestand. Sie glänzen, wiewohl bloss vermöge ihrer Nähe, oft heller als die Fixsterne und werden von Nichtkennern mit diesen verwechselt. Inzwischen müssen auch sie ihren Platz bald räumen, haben zudem nur geborgtes Licht und eine auf ihre Bahngenossen (Zeitgenossen) beschränkte Wirkungsphäre. Sie wandeln und wechseln: ein Umlauf von einigen Jahren Dauer ist ihre Sache. — Die dritten allein sind unwandelbar, stehn fest am Firmament, haben eigenes Licht, wirken zu einer Zeit wie zur anderen . . . Wegen der Höhe ihrer Stelle braucht ihr Licht meistens viele Jahre, ehe es dem Stadtbewohner sichtbar wird. *Arthur Schopenhauer*

Darum leset euer katholisches Blatt

Der Grübler

Bleib nicht hängen am Zweifel, denn er kommt nicht von oben!
Ohne Ruh ist der Teufel, aber du sollst Gott loben!
Bist du achtlos geglitten auf dem steinigen Pfade,
Es hat Einer gelitten, und Sein Blut wird dir Gnade.

Ruf nach Ihm in den Dornen, Er wird liebend dich suchen,
Denn das sind die Verlor'nen, die das Dickicht verfluchen.
Du mußt ackern und säen, wenn auch drohen die Wetter,
Mußt in Ängsten bestehen, dann wird Gott dir zum Retter.

L. Arthofer

Angst und Liebe

Von Jacques Leclercq

Es kann nie genug wiederholt werden: die Geschichte der Kirche ist nicht nur die Geschichte der Treue zu Christus und des Wirkens des Gottesgeistes unter den Menschen, sondern auch die Geschichte der menschlichen Treulosigkeiten. Treulosigkeiten nicht nur jener, die Christus abweisen, sondern innerhalb der Kirche selbst, bei einer großen Anzahl von Christen, die die Lehre des Erlösers und die Treue zu ihm auf das Maß ihres menschlichen Ansehens heruntersetzen.

Sehr früh zeigte sich in der Kirche ein Bemühen, das christliche Leben auf ein persönliches Streben nach dem Heil zurückzuführen und die wichtigsten Bedingungen für dieses Heil herauszustellen; das heißt: man bemühte sich um die Bestimmung der das Heil gefährdenden Todsünde und der heilsnotwendigen rituellen Handlungen wie der Sonntagsmesse.

Dieser Christ hat Angst vor der Sünde. Gott ist für ihn mehr ein Gott der Gerechtigkeit, der die Sünde bestraft, als ein liebender Vater, der den verlorenen Sohn aufnimmt. Nicht sündigen wird das Ziel des Lebens. Man bemüht sich zu wissen, zu was man verpflichtet ist; man denkt nicht daran, zu lieben.

Gegenwärtig zeigt sich eine Reaktion an, die aber auf wenige Kreise beschränkt ist. Ein in einer christlichen Familie und in christlichen Lehranstalten erzogener Christ sagte mir eines Tages: "Ja, eigentlich sind wir zu einer Religion der Furcht, nicht zu einer Religion der Liebe und des Vertrauens herangezogen worden."

Daneben hat sich immer eine andere Strömung aufrechterhalten, welche die hellsten Zeugnisse der Liebe hervorgebracht hat. Sie hat ihren höchsten Ausdruck in der Mystik gefunden. Aber diese scheint den meisten eher eine bewunderungswürdige als natürliche und normale Äußerung des christlichen Empfindens zu sein. Man gibt zwar zu, daß sie den reinsten Audruck dieses Empfindens darstellt; aber sie ist außergewöhnlich und, wie es ein oft zitierter Ausspruch sagt, "mehr bewundernswert als nachahmungswert."

In Wahrheit ist der ein Mystiker, der um der Liebe willen liebt Er ist von der Liebe ergriffen und denkt an nichts anderes. Führen wir einige berühmte Texte an, um uns in Erinnerung zu rufen, auf welche Weise diese Liebe sich kundtut.

Das Folgende ist ein spanisches Sonett aus dem 16. Jahrhundert, das bald der heiligen Theresia, bald dem heiligen Johannes vom Kreuz zugeschrieben wird. Es kommt hier nicht auf den Verfasser an; wichtig ist einzig der Inhalt.

Nicht, der Himmel, den du mir verheißen,
drängt mich, dich zu lieben, o mein Gott,
Nicht die Hölle, so schrecklich sie ist, hindert
mich dich zu beleidigen; nur du bist es, o Herr.
Weil ich dich ans Kreuz geschlagen sehe, mit
Wunden bedeckt, verspottet, verhöhnt, tot . . .
Letztlich ist es deine Liebe.
So daß, selbst wenn es keinen Himmel gäbe,
ich dich lieben würde,
Und selbst wenn es keine Hölle gäbe,
ich dich fürchten würde.
Nichts brauchst du mir zu geben,
damit ich dich liebe,
Denn selbst wenn ich nicht erhoffen würde,
was ich erhoffe,
Würde ich dich lieben, wie ich dich liebe . . .

In disem Text widerhallt eine ganze Tradition. In allen Jahrhunderten findet man Ähnliches wieder.

(Aus dem Buch "Bekehrung zur Welt'")

HEILIGKEIT DER KIRCHE

Gertrud von Le Fort

Die Stimme der Kirche spricht:
Ich habe noch Blumen aus der Wildnis im Arme, ich habe noch Tau in meinen Haaren aus Tälern der Menschenfrühe,
Ich habe noch Gebete, denen die Flur lauscht, ich weiß noch, wie man die Gewitter fromm macht und das Wasser segnet.
Ich trage noch im Schoße die Geheimnisse der Wüste, ich trage noch auf meinem Haupt das edle Gespinst grauer Denker,
Denn ich bin Mutter aller Kinder dieser Erde: was schmähest du mich, Welt, daß ich groß sein darf wie mein himmlischer Vater?
Siehe, in mir knien Völker, die lange dahin sind, und aus meiner Seele leuchten nach dem Ew'gen viele Heiden!
Ich war heimlich in den Tempeln ihrer Götter, ich war dunkel in den Sprüchen ihrer Weisen.
Ich war auf den Türmen ihrer Sternsucher, ich war bei den einsamen Frauen, auf die der Geist fiel.
Ich war die Sehnsucht aller Zeiten, ich war das Licht aller Zeiten, ich bin die Fülle der Zeiten.
Ich bin ihr großes Zusammen, ich bin ihr ewiges Einig.
Ich bin die Straße aller ihrer Straßen: auf mir ziehen die Jahrtausende zu Gott!

Verse aus den bekannten "Hymnen an die Kirche" von Gertrud von Le Fort, der großen katholischen Dichterin, die am 11. Oktober ihren 80. Geburtstag feierte. Erst kürzlich verlieh ihr die Theologische Fakultät München die Würde eines Ehrendoktors der Theologie. Sie konvertierte 1925 in Rom.

Die Nachtwache

Von Franz Braumann

Kathrine, die Magd, trug die Sense vom Felde heim. Das scharfe, stählerne Blatt blinkte frisch vom grünen Schnitt. Der Wind riß mit dunklen, erwartungsvollen Stößen in ihrer geblumten Schürze. Die Wolken sanken tiefer herein und trugen den Wanst voll Regen.

Als Kathrine aufschaute, schlugen ihr die ersten Tropfen in das Gesicht. Aber sie achtete es kaum, denn sie schritt in einer seltsamen Unruhe dahin. Ihr lagen immer noch die Worte im Ohr, die Hans Hauser, der junge fremde Knecht aus dem Dorf, über den Wiesenrain hinweg zu ihr gesprochen hatte: "Komm am Abend, Kathrine. Am Kornfeld am Bach warte ich!"

Als Kathrine daheim unters Dach trat, goß es schon ganz gehörig. Sie hängte die Sense an den Haken und wand ihre Schürze aus, die sie sich auf dem letzten Wegstück über den Kopf gehüllt hatte. Wenn es am Abend noch so gießt, wird Hans nicht draußen sein! dachte sie halb beklommen, halb froh. Denn sie wußte immer noch nicht, was sie tun sollte.

Sie faßte das schimmernde Milchgeschirr und trat in den Stall, um die Kühe zum Abend zu melken. Dort aber kam ihr der alte Bauer entgegen. "Kathrine, bei der Scheckigen ist die Zeit aus!" sagte er. "In der Nacht wird das Kalb noch kommen. Du mußt heute wohl wachen im Stall, bis es soweit ist!"

Kathrine nickte, während sie heimlich erschrak. Hans Hauser wird nun umsonst warten draußen am Kornfeld! dachte sie. Jetzt fühlte sie es stärker, daß es sie doch hinzog zu dem jungen Knecht. Sie stand ganz allein in dieser Gegend. Die Mutter lebte fern in einem Dorf, und die Geschwister hatte der Dienst da und dorthin weit verstreut. Hans Hauser aber hatte ihr vertraulich zugenickt. Komm, und du bist nimmer allein! hatte der Blick über den Wiesenrand hin bedeutet. Wer weiß, was ich noch werde — die Zukunft liegt sozusagen in meiner Hand!

Die Zukunft — und wenn diese auch die ihre wäre? Ach, einem jungen Menschen, wie der Hans einer war, flogen die Mädchen zu — und ich, Kathrine, sollte immer Magd und immer allein bleiben? Etwas wuchs jetzt heran an sie, und sie bangte vor dem Unbekannten.

Und heute in der Nacht wollte die Scheckige mit dem Kalb kommen!

Kathrine trat zu der Kuh hinüber und strich prüfend über die breiten, eingesunkenen Flanken. Das Tier wandte sich unruhig zu ihr zurück, als suchte sie bei dem Menschenwesen Stärkung und Ruhe. Die Magd seufzte, trat fort und tat still ihre aufgetragene Arbeit.

Als es dunkelte an diesem späten Sommerabend, hörte auch der Regen auf. Katherine sah es durch das offene Fenster, während sie wachend im Stall saß, wie die Sterne hinter den letzten Wolken hervortraten. Sie hatte das Licht ausgetan, und die Scheckige lag still im Stroh und keuchte mühsam. Als im Osten der Mond heraufstieg, fiel sein Licht sanft über die vollen Leiber der Rinder.

Alles im Hause schlief, nur Katherine saß wachend, und ihr Herz schlug heißer. Da saß jetzt zu dieser Stunde Hans Hauser draußen an dem Kornrain und trug ihr Geschick in seinen Händen. Heute, heute konnte sie es selber in die Hand nehmen, wenn sie es recht anfaßte. Morgen — morgen war vielleicht wieder alles vorbei.

Aber am Ende dieses Sinnens erhob sich Kathrine heimlich von ihrem Schemel. Sie deckte die Scheckige mit einer Decke zu. Warm sollst du es haben, bis ich wieder zurück bin! dachte die Magd. Ihr Schritt knisterte durch das weiße Stroh, eine Stalltür knarrte leise auf. Einen Augenblick stand Kathrine draußen noch lauschend. Die Nachtluft strich kühl über ihr heißes Gesicht. Dann begann sie zu laufen. Sie blickte sich nicht um, aber etwas in ihr horchte noch immer zurück, als wartete es auf einen Ruf.

Hans Hauser stand wartend neben dem hohen Korn. "Lang läßt du mich allein, Kathrine!" lächelte er mit einem halben, ungeduldigen Verweis. Kathrine fand nicht gleich das rechte Wort der Begrüßung. "Unserer Scheckigen ist die Zeit aus. Ich muß wachen im Stall!" sagte sie hastig und erklärend.

Da lachte Hans Hauser leise. Er zog sie nieder auf den steilen Felsrain unter dem sirrenden Korn. "Da muß sie wohl warten, bis wir uns ausgeredet haben und im reinen sind, Kathrine!"

Eine Weile saßen sie schweigend nebeneinander. Dann begann Hans, der junge Knecht, von weither zu erzählen. Er berichtete großartig, was alles ihm schon begegnet war. Vielleicht sprach er sich selber dabei Mut zu, denn Kathrine neben ihm nickte ihm weder zu noch blickte sie ihn an. Sie starrte vor sich hin in das fahle Dämmern, als suchte sie etwas in der Dunkelheit. Sie erkannte es nicht klar, was anderes sie von dem jungen Gefährten an ihrer Seite erwartet hatte — doch dies, was sie hörte, war es nicht! Es fröstelte sie plötzlich.

Der Erzählende hatte eine Weile schon auf Antwort oder Entgeg-

---

Nicht nur die Bibel kennt ein göttliches Eingreifen, auch die spätere christliche Geistesgeschichte ist von dem lebendigen Atem Gottes durchweht. Noch heute offenbart sich Gott im Drama der Geschichte. Daß man dieses Leben Gottes in der Jetztzeit bemerkt, darauf kommt es an. Es entscheidet über tote oder lebendige Religiosität.

Walter Nigg

nung gewartet. Jetzt faßte er Kathrines Hand.

"Hörst du mich überhaupt? Rück näher, du!"

Kathrine zog die Schultern ein und verschloß sich förmlich in sich selber. Und jetzt — war da nicht der dumpfe Ruf der Scheckigen um sie gewesen? — Ihr Herz schlug plötzlich bis zum Hals hinauf!

"Ich muß heim, Hans! Die Nachtwache im Stall!"

Hans lachte halblaut. "Ach du — dann wachen wir mitsamen!"

Aber Kathrine hatte sich schon erhoben. Sie begann zu gehen, und so blieb dem jungen Knecht nichts anderes übrig, als ungehalten und ernüchtert neben ihr herzuschreiten. Er sprach heißer auf sie ein, morgen, ein andermal sollten sie sich wieder treffen.

Kathrines Lippen bebten. Mein Gott, wenn sie zu spät kam zu der Scheckigen, wenn etwas geschehen war — und sie hatte die Schutzbefohlene allein gelassen! Sie schritt immer hastiger aus.

An der Tür zum Stall preßte der mächtige Begleiter das Mädchen plötzlich hart an sich. Mit einem ungestümen Ruck machte sich Kathrine frei. "Nicht Hans!" flüsterte sie mit abgewandten Gesicht. Etwas Bitteres stieg in ihr herauf.

Der Knecht biß sich auf die Lippen. Ach, die Nachtwache!" murrte er. "Also, ein anderes Mal, Kathrine!"

Aber die Tür war schon ins Schloß gefallen. Die Magt stand eine Weile lauschend in der Dunkelheit. Die warme Stalluft preßte ihr den Atem zu, als sie sich an der Mauer entlang zu der Scheckigen hintastete. Doch mitten im Gehen stieß sie an etwas Großes, Felliges, daß sie schaudernd zurückfuhr. Dann faßte sie herzhafter zu, griff einen breiten Nacken, Hörner. Ein Rind mußte es sein, das da mitten im Stallgang stand! Die Kette mußte sich gelöst haben, und das Rind war herangetappt, gerade auf die trächtige Kuh los.

Sogleich erwachte die Magd in Kathrine, die treue Magd, die wußte, was getan werden mußte. "Heilige Jungfrau, steh mir bei!" flüsterte sie ein kurzes Stoßgebet und griff an die Hörnen des dumpf bühlenden Rindes. Es war Gefahr für die Scheckige im Stroh!

"Komm, komm!" kraulte sie das große Rind im Dunklen und zog es leise Schritt um Schritt den Gang hinunter hinter den dumpf kauenden Rindern. Wo gab es eine Lücke am Baren? Dort — dort mußte die lose Kette hängen! Da an der Mauer — sie erschrak jäh! Dann führte sie jetzt den großen Stier an den Hörnern!

Weiter, weiter! Der Schweiß brach Kathrine aus den Poren. Das Tier stutzte, wollte umkehren, als Kathrine die Kette klirrend ertastete. Kathrine rang mit ihm um jeden Schritt. Endlich brachte sie abgemattet und keuchend den Stier näher zum Barren. Jetzt die Kette über das hohe Genick. Kathrine preßte sich hart an den Kopf des Stieres — da klinkte der Haken im Ring ein.

In diesem Augenblick aber hob das starke Tier unmutig bühlend den Kopf. Kathrine wurde gegen den Barren gepreßt — da fühlte sie die dumpfe Hornspitze kalt im Gesicht. Ein jäher zorniger Ruck — und Kathrine spürte mit ächzendem Grausen, wie ihr von dem Horn die Wange aufgerissen wurde. Sie konnte mit mühsamen Lallen von dem Blut, das immer wieder ihren Mund füllte, gerade noch die Bauersleute wecken, dann war es vorbei mit ihrer Kraft. Noch in der Nacht mußte der Arzt die klaffende Wunde nähen. Und gegen Morgen brachte die Scheckige ein gesundes Kalb.

Doch bis die Wunde heilte, war Hans Hauser, dem jungen Knecht, das Warten auf Kathrine zu lange geworden. Die Leute redeten bald über ihn und nichts Gutes.

Kathrine trug noch Jahr und Tag schweigend ihre tiefe Narbe. Wie es eigentlich zugegangen war in dieser Nacht, erfuhr niemand.

Und erst als viel später sie ein treuer und rechtschaffener Mann als seine Frau und Bäuerin heimführte, erahnte Kathrine mit einem demütigen Dank im Herzen, wie sie doch in jener bitteren Nachtwache über ihre Zukunft entschieden hatte! –

Der Richter

als Entlastungszeuge

Erzählung von Walter Floote

Es handelte sich um einen armen, etwas absonderlichen Häusler, der wegen seiner unförmigen Nase stets und allerorten gehänselt wurde. Man nannte ihn nur "Rübennase". Tauchte er aus seiner Hütte auf, so liefen die Kinder hinter ihm her und konnten sich mit ihrem grausamen Spott nicht genug tun: " Rübennase! Rübennase . . .!" Einmal aber packte den sonst so Duldsamen die Wut; er schlug rechts und linkt um sich unter die Kinder, einige Väter und Mütter rannten zum Schutz ihrer Kinder herbei und fielen über ihn her. Da hatte der Rasende plötzlich ein Messer in der Hand, und zwei Bauern wurden bei dem Handgemenge schwer verletzt.

Es sah böse aus für den armen Häusler. Als menschenscheuer Sonderling hatte er keine Freunde, die für ihn zeugen konnten, und da er arm war, konnte er sich keinen Rechtsbeistand halten, sondern mußte mit dem jungen Advokaten vorlieb nehmen, der ihm vom Gericht bestellt wurde. Zu allem Unglück schien dieser Anwalt mehr als unerfahren: es handelte sich um sein erstes öffentliches Auftreten vor Gericht. Bei keinem der Beteiligten herrschte deshalb der geringste Zweifel an der Verurteilung des Angeklagten.

Die Gerichtssitzung begann und nahm ihren unheilvollen Verlauf. Alles sprach gegen den tobsüchtigen Häusler. Nicht ein Zeuge war da, der für ihn aussagte. Und der junge Advokat schien ganz den Kopf verloren zu haben. Während der ganzen Verhandlung saß er stumm da; auch nicht mit der kleinsten Zwischenbemerkung

störte er die erbarmungslose Vernehmungstaktik des Staatsanwaltes; nicht ein Wort ließ er zum Schutz und der Verteidigung seines Klienten hören.

Der Staatsanwalt hatte seine Anklage beendet, das Urteil für den unglücklichen Häusler stand schon so gut wie fest, der Richter schob schon seine Akten zurecht, während er in mitleidigem Tone den jungen Advokaten fragte, ob er abschließend noch etwas zur Verteidigung seines Mandaten vorbringen wolle — sicher, daß sich dieser unfähige Neuling mit einer schnell abgehaspelten formal-juristischen Erklärung aus der Situation ziehen und damit die Beendigung des Prozesses nicht weiter hinauszögern werde.

Der junge Rechtsbeistand erhob sich, zupfte umständlich seine Advokatenrobe zurecht und begann: "Hoher Gerichtshof . . .! Meine Herren Geschworenen . . .!

Hier stockte er und sah angestrengt auf die Wandtäfelung des Gerichtszimmers. Nach einer Weile begann er wieder: "Hoher Gerichtshof . . .! Meine Herren Geschworenen . . .!"

Und wieder verstummte er mit hilflosem Gesicht. Aus dem Zuhörersaal hörte man unterdrücktes Kichern.

"Hoher Gerichtshof —" sagte er zum drittenmal. Jetzt grinsten selbst die Geschworenen breit, als es nicht weiter ging und er sich mit der schmalen Hand die gefurchte Stirne rieb.

"Hoher Gerichtshof —"

Der Richter, halb belustigt, halb unwillig, sagte so milde wie möglich: "So fassen Sie sich doch, Herr Kollege . . ."

"Hoher Gerichtshof —"

". . . oder wollen Sie unter diesen Umständen nicht lieber auf das Schlußwort verzichten?" fuhr der Richter fort.

"Hoher Gerichtshof — Hoher Gerichtshof —"

Da schlug der Richter mit der Faust auf den Tisch, daß die Tintenfässer klirrten, und schrie mit jähzornig rotem Kopf: "Hören Sie mit dem verpfluchten Gerichtshof auf . . .! Zum Donnerwetternochmal!"

Da richtete sich der junge Anwalt auf. "Sie haben eben gesehen, Hoher Gerichtshof und meine Herrn Geschworenen", sagte er leicht und fließend, "Sie haben gesehen, wie der Herr Amtsrichter, eine Persönlichkeit voller Würde und Selbstbeherrschung, sich zu einem Ausbruch hinreißen ließ, den er selbst nie für möglich gehalten hätte — zum Fluchen im hohen Hause des Gerichtes! Und das nur, weil ich ihn sechsmal hintereinander mit dem Titel angeredet habe, der ihm zusteht und der seine Ehre ist. Wie soll man aber dann nicht Verständnis haben können für den einmaligen Jähzorn eines armen Menschen, der zeit seines Lebens, wo er ging und stand, einen häßlichen Schipfnamen entgegengeschrien bekam!"

Damit setzte er sich.

Sein Klient wurde freigesprochen. –

Religiöse Reklame in Amerika

"Man ist bei uns im alten Europa geneigt, die Amerikaner abwechselnd zu bewundern oder zu belächeln", schreibt das Salzburger "Klerusblatt" und fährt fort: Die USA sind ein Schmelztiegel vieler Volkscharaktere, unterschiedlich bunt sind darum Geist, Geschmack und Bildung der Menschen. Was sie jedoch vereint, ist der Sinn für das Praktische, für den Erfolg. Auch im kirchlichen Leben wendet man in den USA zuweilen Methoden an, die uns europäischen Christen befremden, weil wir allem äußerlichen Glanz und Lärm in Glaubensdingen mißtrauisch gegenüberstehen. So war vor kurzem in den USA ein großer Werbefeldzug der Kirchen im Gang, dessen Unkosten sich auf rund 180 Millionen Schilling beliefen. Hier einige Beispiele dieser für unsere Begriffe ungewöhnlichen "Reklame": Ein Farbenfrohes Plakat zeigte den zielbewußten erfolgreichen Bürger "M. Miller", seine hübsche Frau und ihre zwei sauber gekleideten Kinder auf dem Weg zum Gottesdienst. Dabei forderte das Plakat die anderen auf, es "M. Miller und seiner Familie" gleichzutun.

"Suche Kraft für das Leben, geh' diese Woche in die Kirche!" So stand auf Plakaten, die in Riesenformat an Hauswänden und in etwas kleinerer Ausführung an 6000 Anschlagsäulen, in 9000 Straßenbahnen, Autobussen und Eisenbahnabteilen hingen. Das Plakat erscheint in 10 000 Tageszeitungen und auf dem Bildschirm der Fernsehapparate. — Vielerorts konnte man auf Bauzäunen und anderen Reklameflächen folgende Werbesprüche und Schlagzeilen lesen: "Christus oder das Chaos!" — "Halte die Bibel offen und Amerika frei!" — "Ein Haus ist nur eine Stätte, wo man wohnt, der Glaube macht es erst zum Heim!" — "Zeige deinen Kindern den Weg zum Glück, schicke sie in die Sonntagsschule!" — An vielen Omnibushaltestellen oder anderen Plätzen, wo sich wartende Menschen ansammeln, findet man auch die Zehn Gebote Gottes angeschlagen. Ja, man kann sogar erleben, daß die "Teenager" Armbänder tragen, auf deren polierten Metallgliedern die einzelnen Gebote eingraviert sind. Man kann mitten auf der Straße plötzlich ein Flugblatt mit dem ganzen Markusevangelium in die Hand gedrückt bekommen. Kleine Automaten werfen für ein paar Cents einen Halsschmuck aus, auf dem kunstvoll das Vaterunser eingeritzt ist. Religiöse Reklame und religiöser Kitsch wohnen hier dann freilich oft verflixt nahe beisammen. Die Frage ist nur, ob nicht auch mit den modernen Werbemitteln für Gott und den Glauben geworben werden könnte und ob wir europäischen Christen hier nicht doch zu viel zurückhaltend sind aus religiöser Scham und Menschenfurcht.

*

Auch in Frankreich geht die Kirche in die Öffentlichkeit, indem in einzelnen Landesteilen, neuerdings auch an den Wänden in den Städten bebilderte Plakate ausgehängt werden, um die Menschen an ihre religiösen Pflichten zu erinnern. So waren beispielsweise in der Stadt Auxerre (Departement Yonne in Mittelfrankreich, das durch seine religiöse Abgestandenheit in Frankreich den "Rekord" hält) überall in diesen Wochen gute Plakate zu finden, in denen in Wort und Bild die Christen aufgerufen wurden, ihre österliche Pflicht zu erfüllen.

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

Bocksgehörn und Silbersporen.

Gemächlich und breit fließt die Nahe rheinwärts. Das ganze Tal ist voll vom Gold der Sonne. Hell glänzt der Strom im Kranz der Reben. Die Wälder glühen in tausend Farben; denn schon hat der Herbst die Welt in seine bunte Schönheit gekleidet.

Durch den Eichenwald bei der Burg Böckelheim zieht ein Rehbock dem Wasser zu. Die Spitzen seines prächtigen Gehörns blinken hell, weil die Sonne sie trifft. Am Rand einer Lichtung bleibt er stehen, spitzt die Lauscher, nimmt Witterung. Dann setzt er ruhig seinen Weg fort. Er sieht in seiner Arglosigkeit die Gestalt nicht, die drüben im Dickicht sich niederduckt.

Ein Knabe ist es mit hellem, zerwühltem Haar und herrischem Gesicht. Das bunte Wams hat er mit grünen Zweigen besteckt, das Wild zu täuschen. Mit brennenden Augen schaut er zu dem Bock hinüber, auf den er hier schon seit Stunden geduldig lauert. Vorsichtig schiebt er sich ein wenig durch das Waldgestrüpp vor, ohne darauf zu achten, daß ihm die Brombeerranken das Gewand zerzausen, die Hände blutig schrammen. Das Herz klopft wie rasend gegen die Brust ;aber die Hand, die jetzt den Bogen hebt, zittert nicht. Ein paar Schritte noch muß der Bock machen, dann ist das Blatt frei. Schon strafft der Knabe die Sehne, da hält das Tier auf einmal an, ohrt erschreckt rückwärts und bricht mit mächtigen Sprüngen aus. Der Pfeil, den der junge Jäger hinter ihm herschickt, verfehlt sein Ziel.

Bleich vor Zorn springt der Schütze auf. Mit den Zähnen knirschend, hält er Ausschau nach der Ursache, die ihm das Wild vergrämt hat. Lange braucht er nicht zu warten, da hört er ein Grunzen und Quieken, und gleich darauf kommt über den breiten Waldweg eine Schweineherde gezogen, von einem strohblonden, barfüßigen Jungen getrieben.

Nun kennt der Zorn des Jägers kein Maß mehr. Wütend faucht er den Schweinehirten an:

“Du hast mit deinen stinkenden Säuen meinen Bock verjagt, das sollst du mir büßen!” Wie eine Wildkatze springt er den völlig Überraschten an und schlägt mit den Fäusten auf ihn ein. Aber der Sauhirt bleibt dem Herrenbub nichts schuldig, und so wälzen sich die beiden ineinander gekrallt und verbissen auf dem Waldweg herum, daß man hätte glauben können, es ginge auf Tod und Leben.

Plötzlich ertönt Hufschlag. Quiekend fahren die Schweine auseinander. Die beiden Jungen aber hören und sehen nichts, so daß sie fast unter die Hufe der herangaloppierenden Pferde gekommen wären. Nur mit Mühe gelingt es dem ersten Reiter, sein Roß unmittelbar vor den kämpfenden Buben herumzureißen.

“Aus dem Weg, Gesindel!” donnert er mit mächtiger Stimme die beiden Streithähne an. “Ist die Waldwiese nicht breit genug zum Raufen? Auseinander, Briganten!”

Verwirrt fahren die Buben hoch. Jämmerlich genug sehen sie aus. Dem Schweinehirten ist das Hemd zerfetzt, und der Herrenbub wischt mit dem Ärmel das Blut aus dem Gesicht. Dennoch schaut er trotzig zu dem Reiter auf, einem Mann von mächtiger Gestalt, offenem, edlem Antlitz, der über ledernem Koller einen seidenen, pelzbesetzten Mantel trägt. Seine beiden Begleiter, die nun auch herangeritten sind, tragen minder kostbare Gewänder, sind aber dennoch als Ritter zu erkennen.

“Wer bist du?” herrscht der erste Reiter den jungen Jäger an.

“Ich bin Roderich, des Burggrafen Hildeberts Sohn von Böckelheim”, erwidert der Knabe stolz.

“Des Burggrafen Hildeberts Sohn”, wiederholt der Reiter langsam und nickt vor sich hin. “Scheint heiße Buben zu haben, der Vogt von Böckelheim. Und warum rauft sich der Edelknabe mit dem Schweinehirt?”

“Herr!” fährt der Junge auf, “er hat mir den Bock vergrämt. Einen Sechserbock, Herr, mit solchem Gehörn! So hat der Vater keines in der ganzen Burg. Und den Bock hat mir der Robert mit seinen Schweinen verjagt.” Wieder blitzen die Augen des Buben, und eine steile Zornesfalte gräbt sich in die junge Stirn. Der feste Blick des Reiters allein hält ihn zurück, sonst wäre er gleich wieder dem Schweinehirt an den Hals gesprungen.

“Hat denn der Robert gewußt, daß du hier auf der Bockjagt warst? fragt der Reiter ruhig.

“Gewußt hat er das wohl nicht”, gibt Roderich zögernd zu.

“Und was gibt dir dann das Recht, den Buben wie einen Strauchdieb anzufallen he?” donnert der

Reiter, und die stahlblauen Augen flammen so hell, daß der junge Edeling dem Blick kaum standzuhalten weiß.

"Herr, es ist unser Knecht, der Schweinebub von der Burg", stammelt er verwirrt.

"Und darum glaubst du, darfst du ihn anspringen und niederschlagen, wie es dir gefällt, dazu noch für eine Schuld, die nur dich trifft, ja dich allein!" Die Stimme des Reiters ist wie das Grollen eines Gewitters. Vergebens versucht der Herrenbub aufzufahren, sich gegen den Vorwurf zu wehren. "Jawohl, dich allein trifft die Schuld! Welcher Jäger lauert denn dem Wild so nah beim Hauptweg auf? Gibt es im ganzen Wald keinen besseren Platz zur Pirsch? Wie ein Kind hast du dich betragen und läßt nun deinen Zorn an einem Unschuldigen aus."

"Ich bin kein Kind mehr!" reißt Roderich seinen ganzen Bubentrotz zusammen. "Morgen werde ich Knappe und bekomme die Silbersporen!"

"Die Sporen wollen verdient sein, Junge!" sagt der Reiter ein wenig ruhiger. "Kannst du mir die sieben Ritterkünste sagen?"

Eine Weile besinnt sich der Knabe, ob er dem Fremden hier in seines Vaters Wald Antwort zu stehen habe. Dann aber wirft er den Kopf hoch, schaut den Reiter fest an und sagt:

"Das sind die sieben Ritterkünste: Reiten, Schwimmen, Bogenschießen, Fechten, Jagen, Schachspielen und Lauteschlagen."

"Und hast du die sieben Künste erlernt?" forscht der gestrenge Herr weiter.

Ehe der Knabe eine Antwort geben kann, springt der Schweinebub herzu:

"Das muß wahr sein, Herr! Der Roderich kann sie alle. Ohne Bügel springt er aufs Pferd. Schwimmen kann er wie ein Fisch. Bogenschießen, Fechten und Jagen, hoho! Da tut es ihm so leicht keiner gleich. Den Vogel holt er im Flug aus der Luft. Schach spielt er auch. Nur, wie es mit dem Lauteschlagen ist, das weiß ich freilich nicht."

"Ich mag das Geleier nicht!" gibt Roderich ehrlich zu.

"Und doch üben viele der tapfersten Ritter sich in den schönen Künsten der Musik und der Dichtung, weil sie das Herz edel machen und den Sinn hochgemut", sagt der Fremde ernst. "Aber weißt du mir auch die sieben Rittertugenden zu sagen?"

"Das sind die sieben Rittertugenden", antwortet Roderich jetzt ohne Zögern: "Gottesminne, Streben nach Ehre, Treue Wahrhaftigkeit, Demut, Barmherzigkeit und Maßhalten."

"Jawohl, Maßhalten!" wiederholt der Reiter. "Maßhalten ist die wichtigste der Rittertugenden, aus der alle anderen ihren Ursprung haben. Maßhalten ist Ritterart, aber unbesonnenes und heißköpfiges Dreinschlagen ist die Art unreifer und törichter Buben."

"Herr, er ist sonst mild und gut", verteidigt der Schweinehirt den Herrensohn. "Nur manchmal schießt ihm der wilde Zorn ins Blut, dann weiß er nicht mehr, was er tut."

"Schweig, Robert", fährt Roderich auf, "ich will nicht daß du für mich sprichst! Ich sehe es jetzt ein, daß ich nach Buben- und nicht nach Ritterart gehandelt habe. Der Herr mag mir eine Buße bestimmen. Ich werde sie auf mich nehmen."

Eine Weile schweigt der fremde Reiter, während er wohlgefällig den Edelknaben anschaut, der, von Scham übergossen, vor ihm steht. Dann sagt er:

"Nun wohl! Ich will dir die Buße nennen. Du siehst, daß unsere Pferde die Schweine nach allen Seiten auseinandergetrieben haben. Es wird dem Hirten schwer sein, sie wieder zusammenzufinden. Du wirst ihm also dabei helfen und dann mit ihm die Herde zu den Burgställen heimtreiben."

"Ich soll Schweine treiben?" schreit empört der Herrenbub. "Das ist wider die Ehre, Herr!"

"Es gibt keine Arbeit, die wider die Ehre ist", antwortet der Fremde streng. "Keine ehrliche Arbeit ist eines Edelmannes unwert, auch nicht die des Schweinehirten. Deine Maßlosigkeit aber sollst du durch die Zucht der Demut sühnen. Oder hast du vergessen, daß auch die Demut zu den Rittertugenden gehört? Wer war denn dein Zuchtmeister?"

"Der Vater hat mich in aller Ritterzucht unterwiesen!" antwortete der Knabe stolz.

"Und wer hat dich gelehrt, was edle Sitte gebeut?"

"Die Mutter!"

"So hast du treffliche Lehrer gehabt", sagt der Reiter. "Zeige dich ihrer wert und sühne deine Schuld durch das Opfer der Demut!"

"Ich werde es tun", antwortet Roderich leise und senkt den Kopf.

"Dann Gott befohlen!" ruft der Fremde und winkt mit der Hand. Drauf gibt er seinem Roß den Sporen und sprengt mit den beiden Rittern von dannen.

"Wer war der Fremde?" fragt der Schweinehirt, nachdem die beiden Buben den Reitenden noch eine Weile nachgeschaut haben.

"Ein Ritter war es", antwortete Roderich. "Das konntest du doch schon an den goldenen Sporen sehen, die er trug, und an dem herrlichen Pferd, das er ritt. Und überhaupt, so wie der kann nur ein Ritter ausschauen und reden. Aber jetzt komm, suchen wir deine Schweine!"

"Ach, laß nur, Roderich", versucht Robert abzuwehren, "die bringe ich schon allein wieder herbei. Das ist doch keine Arbeit für einen Edelknaben."

"Du bist und bleibst ein Schweinehirt", antwortet der Herrenbub und schaut den anderen vorwurfsvoll an. "Sonst wüßtest du, daß man ein gegebenes Versprechen nicht brechen darf. Du wirst niemals ein Edelmann."

"Ein Edelmann!" grinst der kleine Barfüßler. "Das wäre das Rechte! Ein Edelmann mit einer Sau im Wappen! Hahaha! Aber dann komm in Gottesnamen, damit wir meine Wappentiere wieder zusammenbringen!"

Es dauert nicht lange, bis die beiden Jungen die Schweine wieder beieinander haben. Dann treiben sie die grunzende, quiekende Herde der Burg zu.

Schweigend und mit zusammengebissenen Zähnen tut Roderich neben dem Schweinehirten seine Arbeit. Da glaubt Robert, seinen vornehmen Kameraden trösten zu müssen.

"Du, Roderich, es tut mir leid, daß ich dir den Schuß verdorben habe. Aber du wirst schon noch manchen Bock schießen!"

"Ach, es ist ja nicht nur wegen des Bockes", antwortet der Edelknabe. "Du weißt doch, daß auf der Burg morgen Taufe sein soll. Ein Schwesterlein ist es diesmal, das zehnte von uns Geschwistern. Leider hat der Tod schon vier davon geholt. Es ist ein gar elend Kindlein, das da in der Wiege liegt, und die Mutter hat große Sorge, daß es den anderen vieren ins Paradies nachreist. Ich hab nun den Schäfer Arnold gefragt, was man da tun könnte. Er sagte, man muß das Gehörn von einem frisch geschossenen Bock nehmen und es am Tauftag an die rückwärtige Wiegenwand festnageln, das verscheucht die bösen Geister und gibt dem Kind Kraft und Gesundheit."

"So, und darum mußtest du den Bock unbedingt haben! Jetzt tut es mir doppelt leid, daß ich ihn vergrämt habe. Aber höre, Roderich! Morgen in aller Frühe wechselt der Bock zurück. Ich weiß eine Stelle, wo du ihn ganz gewiß zum Schuß bekommst."

"Aber ich darf doch morgen früh die Messe nicht verfehlen. Morgen werde ich doch Knappe und bekomme die silbernen Sporen!"

"Zur Messe bist du dann wieder zurück!" verspricht der Schweinehirt. "Aber du, wenn du nun Knappe bist, darf ich wohl nicht mehr Roderich zu dir sagen, dann muß es wohl Junker heißen."

Unsinn, Robert, für dich bin ich immer der Roderich , und ein neues Hemd schenk ich dir auch", setzt der Edelknabe mit einem Blick auf die zerfetzte Gewandung seines farfüßigen Kameraden hinzu.

"Hast doch ein gutes Herz, Roderich", sagt der Schweinehirt, "und den Bock erwischen wir ganz gewiß."

Eine schwere Probe seiner Demut und Geduld hatte Roderich zu bestehen, als er mit der Schweine herde durchs Burgtor zog. Da sprangen ihm zwei Buben von zehn und elf Jahren in den Weg, die beiden Brüder Hatto und Trautwin, starrten das seltsame Schauspiel eine Weile fassungslos an und brachen dann in ein schallendes Gelächter aus.

"Der Roderich ist Schweinehirt geworden!" schrie Hatto und krähte vor Vergnügen.

"Es zog einer aus, einen Bock zu jagen, und kam mit einer Schweineherde heim!" spottete Trautwin und klatschte sich jauchzend auf die Schenkel. "Du wirst dein erstes Turnier nicht auf einem Pferd, sondern auf einer Sau reiten, Junker Schweinehirt!" Roderich wurde bleich vor Zorn. Am liebsten hätte er sich auf die beiden Spötter geworfen und ihnen das Lachen mit den Fäusten ausgetrieben. Aber zuerst wollte er seine Aufgabe vollenden. Die Schweine mußten doch in die Ställe. So hatte er es versprochen, und so würde er es halten, mochte auch das ganze Burgvolk sich vor Lachen biegen. Aber nachher! Gnade euch Gott, ihr Buben, wenn ihr dem Roderich in die Finger kommt!

Soeben schloß Roderich gemeinsam mit dem Schweinehirt die Stalltüren, und nun schien das Unheil für die beiden Spötter unabwendbar zu sein; denn schon hatte Roderich den einen beim Schopf und den anderen beim Wams gepackt und sie nebeneinander über eine Wagendeichsel gelegt. Dann griff er nach einem Peitschenstiel, der in der Nähe lag, um dem zappelnden Brüderpaar seine Meinung auf die Kehrseite zu schreiben, als vom Erker am Ritterhaus ein heller, scharfer Pfiff ertönte. Mitten im Schlag ließ Roderich die Peitsche zu Boden fallen.

"Der Vater!" fuhr er auf und ließ die beiden Spötter los. "Die Dresche bekommt ihr ein andermal!"

"Wenn du uns erwischt, Junker Schweinehirt!" grinste Trautwin dem Bruder frech ins Gesicht, während Hatto sich unter drolligen Gebärden die Kehrseite strich, als hätte er die Schläge schon empfangen. "Hat schrecklich weh getan!" ächzte er dann dem Bruder zu Trotz und Hohn.

"Die Mutter erwartet dich, Roderich", rief jetzt die Stimme vom Erker. "Geh sofort zu ihr, und dann kommt in die Halle und begrüßt unsere Gäste!"

"Gäste? Wer ist denn da?" fragte Roderich die Brüder.

"Dein Pate ist da!" meldete Trautwin wichtig. "Der Graf von Sponheim! Und dann sind noch drei Reiter gekommen, mit Pferden, sag ich dir! So haben wir keines im ganzen Marstall."

"Drei Reiter?" stammelte Roderich verwirrt.

"Ja, drei Reiter! Wer sie sind, weiß ich nicht. Aber die Pferde mußt du sehen, Roderich, und die Zäune und das Sattelzeug!"

"Zuerst muß ich zur Mutter!" sagte Roderich hastig. "Und die Pferde habe ich, wie ich glaube, schon gesehen!" Dann rannte er über den Burghof, sprang in großen Sätzen die Treppe hinan, die zur Kemenate führte, und trat dann in das Schlafgemach der Mutter.

"Wie geht es dir, Mutter?" fragte er und trat zögernd an das Bett.

"Ich danke dir, Roderich", sagte die Mutter leise. "Es geht mir besser, gottlob." Sie streckte dem Knaben die weiße Hand entgegen, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte.

"Und was macht das Schwesterchen?" forschte der Junge weiter und beugte sich vorsichtig über die Wiege, die neben dem Bett der Mutter stand. War das wirklich der unbändige Bub, der im Wald mit dem Schweinehirt gerauft und soeben noch die Peitsche gegen die Brüder gehoben hatte? War das der gleiche Bub, der jetzt mit vorsichtiger Gebärde die weißen Schleier auseinanderteilte, welche die Wiege verhüllten, und sein vom Kampf noch glühendes Gesicht so sacht über das armselige Menschenwesen neigte, das in den Kissen lag? Fast wie ein Totes lag es da, mit bleichem Gesichtlein. Kaum schien es zu atmen.

"Arme, kleine Hildegard!" seufzte der Bub und schob vorsichtig wieder die Schleier zusammen. "Aber warte nur, morgen schieß ich den Bock und bring dir das Gehörn! Das wird dir helfen! Der Schäfer Andreas hat es gesagt, und der kennt alle Krankheiten und Heilmittel."

"Ich weiß nicht, Roderich", lächelte die Mutter. "Der Schäfer redet gar seltsames Zeug. Ich meine, wenn du recht von Herzen beten wolltest, würde das gewiß mehr nützen als das schönste Bocksgehörn."

"Wenn du es willst, bete ich die ganze Nacht, Mutter!" versprach der Junge eifrig.

"Daß du doch nie maßhalten kannst, nicht im Guten und nicht im Bösen!" seufzte Frau Mechtild.

"Nicht im Bösen?" stammelte der Knabe nach. "Nicht im Bösen, Mutter?"

"Komm her, und setz dich zu mir!" sagte die Mutter. "Ich muß einmal mit dir reden!"

Zögernd folgte der Junge.

"So ist's gut, Roderich!" nickte Frau Mechtild. Eine Weile schwieg sie. Dann fuhr sie leise zu sprechen fort: "Morgen, mein Junge, ist es ein großer Tag für dich. Du bekommst die silbernen Sporen. Ich weiß, du hast sie dir verdient durch manche edle und tapfere Tat, die eines Edelmannes würdig ist. Und doch machst du mir Sorge, Roderich. Du bist von gar unbändigem Wesen, erschreckst deine Mutter durch deine wilde, unbeherrschte Art oft bis ins Herz. Auch heute brennen deine Wangen, und Kleid und Haar sind zerzaust. Du hast wieder gerauft. War es im Spiel oder im Zorn?"

"Im Zorn, Mutter!" gestand der Knabe ehrlich.

"So sag mir alles, was geschehen ist!" Eine Weile schwieg der Junge, schaute verlegen zu Boden. Aber dann begann er zuerst stockend, dann frei und offen über den Mißerfolg bei der Jagd, die Rauferei mit dem Schweinehirten und den Streit mit den Brüdern zu berichten. Auch die Begegnung mit den drei Reitern und die seltsame Buße, die er getan, verschwieg er nicht.

"Der fremde Reiter hat dir die rechte Buße auferlegt. Mich freut es, daß du sie vollbracht hast. Ich kann mir denken, daß diese Demütigung für meinen stolzen Roderich ein hartes Opfer bedeutet hat. Aber um das eine bitte ich dich heute am Tag vor deiner Knappenweihe: bekämpfe den jähen Zorn wie deinen schlimmsten Feind! Bedenke, daß du auf Christus getauft bist, und daß dir das Evangelium die Pflicht der Sanftmut und Demut auferlegt; und glaube mir, es steht einem Ritter übel an, diese Tugenden zu vergessen. Mit Tapferkeit und echtem Stolz gepaart, geben sie ihm den rechten hohen Sinn, der den christdeutschen Ritter auszeichnet vor allen. Darum hat dir der Fremde den rechten Rat gegeben, als er dich an Zucht und Maß erinnerte. Weißt du übrigens, wer der fremde Reiter war?"

Der Knabe schüttelte den Kopf, schaute aber die Mutter erwartungsvoll an.

"Der fremde Reiter ist mit seinen Begleitern heute und morgen Gast in Burg Böckelheim."

"Und wer ist es?"

"Graf Johann von Kraichgau, Bischof von Speyer, der Herr der Burg, die dein Vater in seinem Namen als Vogt verwaltet. Seine Begleiter sind der Truchseß von Speyer und ein flämischer Ritter, der soeben vom Kreuzzug zurückgekehrt ist, um wichtige Kunde in die Heimat zu bringen. Du wirst mit den Brüdern in den Palast gehen müssen, sie zu begrüßen."

"Ja Mutter", antwortete der Knabe, "der Vater hat es uns schon befohlen. Ein Ritter vom Kreuzheer, sagst du? Was wird der alles zu erzählen wissen!"

"So geh in Gottes Namen und vergiß nicht, was deine Mutter dir heute gesagt hat." Damit zeichnete Frau Mechtild ihrem Sohn inbrünstig ein Kreuzzeichen auf die Stirn. Abermals küßte Roderich die Hand der Mutter, schaute noch einmal kopfschüttelnd auf das reglos daliegende Neugeborene und verließ das Gemach.

Inzwischen saß in der Burghalle Herr Hildebert mit seinen Gästen um den schweren Eichentisch bei eifrigem Gespräch. Durch die offenen Rundfenster leuchtete das letzte Rot des Tages, aber schon brannten auf silbernen Leuchtern die Kerzen und warfen ihren flackernden Schein zu der getäfelten Decke empor.

Graf Johann von Kraichgau, der jetzt die bischöflichen Gewänder trug, hatte den Ehrenplatz zur Rechten des Hochsitzes inne, den sonst Frau Mechtild einzunehmen pflegte. Der Platz der Burgfrau blieb frei. Neben dem Speyrer Kirchenfürsten saß Herr Hildebert, der Gastgeber, im langen, wappengezierten Festgewand. Zu seiner Rechten hatte der Truchseß Platz genommen, während auf der anderen Tischseite der Graf von Sponheim, der flämische Ritter und der Hauskaplan von Burg Böckelheim saßen.

Soeben öffnete sich die Tür, und die Buben des Burgvogtes traten in die Halle. Sie hatten ihr Festkleid angelegt und knieten nun der Reihe nach vor dem Bischof nieder, der stolze Roderich, Trautwin und Hatto, die beiden Unzertrennlichen, und der stille achtjährige Hugo, den Roderich nach langem Suchen in der obersten Turmkammer des Bergfrieds entdeckt hatte. Dort saß Hugo oft viele Stunden lang und sah träumend über das weite, gesegnete Land.

Mit Wohlgefallen schaute der Bischof auf die vier Buben. Sein Blick blieb auf dem Ältesten haften.

"Ich habe deinen Einzug in den Burghof gesehen, Roderich", sagte er jeztz lächelnd, "und ich glaube, du hast dir damit mehr als durch manche wackere Tat die Silbersporen verdient." Roderich errötete heftig und wußte nicht, wohin er schauen sollte, um seine Verlegenheit zu verbergen. Dann begrüßten die Knaben den Vater, die beiden Ritter, den Burgkaplan und den Grafen Stephan von Sponheim, den sie als häufigen Gast auf Burg Böckelheim kannten. Auf einen Wink des Vaters wollten sie sich wieder entfernen, aber der Bischof sagte fröhlich:

"Laßt doch die Knaben hier, Herr Hildebert! Was uns der flämische Ritter vom Kreuzzug zu berichten hat, wird auch sie zu erfahren gelüsten." Einen dankbaren Blick warf Roderich dem Bischof zu, dann nahm er auf des Vaters Geheiß mit den Brüdern am unteren Tischende Platz.

"So berichtet uns weiter, Herr Konrad!" forderte der Speyrer Kirchenfürst den Kreuzritter auf.

Der Flame, ein hochgewachsener Mann mit kühnem, von einer großen Narbe zerhauenem Gesicht, schaute eine Weile sinnend in das flackernde Kerzenlicht. Dann fuhr er in seiner Erzählung fort:

"Nach neunmonatiger Belagerung öffnete uns am dritten Tag des Juni die Stadt Antiochia, das festeste Bollwerk auf dem Weg nach Jerusalem, ihre Tore.

Die Freude der Kreuzfahrer mögt Ihr Euch denken. Leider war der Jubel nicht von langer Dauer; denn drei Tage später stand Fürst Kerboga von Mossul mit einem Heer von zweimalhunderttausend Mann vor den Toren. Die Türken schlossen die Stadt ein, warfen einen breiten und tiefen Graben auf und schnitten dem Kreuzheer jegliche Zufuhr von außen ab. Dazu kam, daß die Zitadelle sich noch in der Gewalt der Ungläubigen befand, die von dort her bei Tag und bei Nacht immer wieder ihre Ausfälle machten und so das Kreuzheer ständig in Atem hielten.

Es dauerte nicht lange, da herrschte in der Stadt die furchtbarste Hungersnot. Das Fleisch von Eseln, Pferden und Kamelen galt als Leckerbissen. Aber bald waren die Kreuzfahrer froh, wenn sie irgendwo ein Stück Leder fanden, das sie in Streifen schnitten, um es zu kochen und zu essen."

"Guten Appetit!" grinste Trautwin und stieß Hatto unter dem Tisch mit dem Fuß an.

"Ritter und Soldaten, Fürsten und Knechte gingen von Tür zu Tür und bettelten um einen Bissen Brot. Herzog Gottfried von Bouillon, der Befehlshaber des Kreuzheeres, teilte das Letzte mit seinen Soldaten, und wenn er nichts mehr zu verschenken hatte, suchte er durch Trostworte den Mut der Verzweifelnden zu beleben. Aber was konnten die schönen Worte nützen? Die Hungersnot wurde immer grausamer und unbarmherziger. Es kam vor, daß selbst Ritter heimlich über die Stadtmauern flohen und den Glauben der Muselmanen annahmen, nur um nicht zu verhungern."

"Feiglinge!" knurrte Roderich, und in seinen Augen blitzte der Zorn.

Elend und bleiches Grauen schlichen durch die Straßen von Antiochia. Zuerst hörte man noch Weinen und Klagen. Dann aber weinte und klagte niemand mehr. Friedhofsruhe lag über der Stadt. Der Bruder fürchtete sich, dem Bruder zu begegnen; der Sohn ging dem Vater aus dem Weg, weil er es nicht ertragen konnte, in das von Hunger entstellte Angesicht zu schauen. Man verkroch sich in das Innere der Häuser, erwartete den Tod in dumpfer Verzweiflung."

Der Flame hielt einen Augenblick inne und machte eine Handbewegung, als wollte er düstere Bilder verscheuchen. Dumpfes Schweigen lag in der Halle. Der Bischof hatte die Faust in tiefer Erregung um sein Brustkreuz geklammert. Der Burgkaplan hielt mit der rechten Hand die Augen verdeckt. Die Buben atmeten schwer. Dann aber reckte sich der Flame plötzlich auf. Eine seltsame Glut leuchtete in seinen Augen, da er fortfuhr:

"Als aber die Not am allergrößten war, als Angst und Entsetzen auch die Herzen der Tapfersten niederschlug und das Kreuzheer nichts mehr erwartete als einen elenden Tod, trat ein Priester aus Marseille mit Namen Peter Barthelemy auf. Inmitten der versammelten Heerführer berichtete er mit hastigen, fliegenden Worten von einem Gesicht, das ihm geworden sei. Ein Apostel sei ihm erschienen und habe gesagt: 'Geh in die Peterskirche zu Antiochia! Dort grabe vor dem Hochaltar die Erde auf, und nach drei Tagen wirst du die heilige Lanze finden, mit der die Seite unseres Herrn auf Golgatha zerstochen ward. Mit dieser Lanze wird das Kreuzheer einen herrlichen Sieg und die Freiheit gewinnen.'

Was nun geschah, ist unvorstellbar.

Ritter und Soldaten warfen die Verzweiflung ab wie ein schmutziges Kleid. Die Hoffnung flammte in allen Herzen auf. Wie verwandelt war die ganze Stadt. Drei Tage lang bereitete sich das Heer durch Gebet und Werke der Buße auf den Tag der Auffindung vor. Am dritten Tag wählte man zwölf der geachtetsten und ehrwürdigsten Priester und Ritter aus, die sich, von eingen Arbeitern begleitet, in die Peterskirche begaben. Den ganzen Tag grub man nach bis zu einer Tiefe von zwölf Fuß, während die Priester und die Ritter in der Kirche nicht aufhörten zu beten und das Kreuzheer vor den Toren in ungeheurer Spannung verharrte. Endlich, als schon die Nacht einbrach und man die Lichter in der Kirche entzündet hatte, geschah es, daß aus der Tiefe des Schachtes das große Heiligtum erglänzte, die Lanze des Herrn.

Da flogen die Tore der Kirche auf. Hell strahlte die heilige Lanze im Schein von hundert Fackeln. Ein Schrei brach zum Himmel auf, ein Schrei aus hunderttausend zermarterten Herzen, von denen in diesem Augenblick alle Angst und Not wie zerflatternder Nebel fiel, ein Schrei der Freude unsagbaren Jubels, ein Schrei der Erlösung, der Hoffnung und des neuen Lebens. Und hunderttausend hagere, von der Not des Hungers abgezehrte Hände streckten sich dem Heiligtum entgegen, reckten sich zum Himmel, an dem Stern auf Stern aufsprang als Unterpfand göttlicher Hilfe, und schwuren der Gotteslanze Gefolgschaft und Treue bis in den Tod.

Dann kam der glorreiche Tag der Apostelfürsten. Tags zuvor hatten die Hunderttausend im Bußsakrament Verzeihung ihrer Sünden gefunden. Am Morgen des Festes feierten sie die Messe und empfingen den Herrenleib. Dann sprangen die Tore auf, und in zwölf Heerhaufen, nach den Aposteln benannt, zog die Armee Gottes dem Feind entgegen. Kranke waren darunter, die sich kaum vorwärtsschleppen konnten, Halbverhungerte, die bei jedem Schritt strauchelten und nur mit Mühe das Schwert zu halten wußten. Fürst Kerboga, der Türkengeneral, glaubte, das Christenheer verlasse die Stadt, sich zu ergeben. Er saß beim Schachspiel im Zelt und setzte bei der Meldung vom Anmarsch der Kreuzfahrer lächelnd das Spiel fort. Als dann aber die Nachricht kam, die zweitausend Sarazenen, die die Orontobrücke besetzt hielten, seien von den Christen zurückgetrieben und stürmten in wilder Flucht davon, flogen die Figuren auf dem Schachbrett durcheinander. Mit wildem Fluch sprang der Türke auf und rannte aus dem Zelt. Was er draußen sah, erfüllte ihn mit Grauen und Entsetzen.

Das Christenheer hatte die Brücke schon überschritten und rückte mit unüberwindlicher Entschlossenheit gegen die zurückweichenden Türken vor. Hoch wehten die heiligen Fahnen. Über allem

griffen, dachten kaum mehr an Widerstand, sie dachten nur an eines, an Flucht. Wenige Stunden wehrte der Kampf, dann waren die Ungläubigen geschlagen. Hunderttausend türkische Reiter und unzählig viel Fußvolk deckten die blutgetränkte Erde. Über der Walstatt aber hallte das Te Deum zu den heraufziehenden Sternen empor, und im Glanz der Fackeln funkelte die Lanze des Herrn. Unübersehbare Beute fiel den Christen in die Hände. Alle Not war vorüber. Der Weg nach Jerusalem war frei!"

Lange wagte keiner der Zuhörer ein Wort zu sprechen, nachdem der Kreuzfahrer geendet. Alle sahen das gleiche Bild, die Lanze des Herrn im Schein der Fackeln, umrauscht von den heiligen Standarten. Stumm schauten die Männer in die flackernden Kerzen. Die Buben atmeten schwer, aber ihre Augen brannten vor Glück.

Roderich wußte sich kaum zu fassen vor tiefer innerer Erregung. Eine Frage brannte in seinem Herzen! Jedoch wußte der Junge wohl, daß Knaben zu schweigen haben in Gesellschaft der Männer. Der Vater aber merkte, daß sein Ältester etwas auf der Seele trug.

"Du möchtest eine Frage stellen, Roderich?" sagte er und winkte dem Knaben aufmunternd zu. Da sprang der Junge auf unr rief mit bebender Stimme:

"Ist es wahr, Vater, daß die deutschen Ritter dem Kreuzzug fern geblieben sind?"

Statt des Vaters, der stumm den Kopf senkte, gab der Bischof von Speyer Antwort:

"Der unselige Streit zwischen Kaiser und Papst und die blutigen Kämpfe um die Krone, die das Reich durch Jahrzehnte zerrissen und zerschlugen, haben die deutschen Ritter und Mannen gehindert, an dem heiligen Werk der Befreiung Jerusalems teilzunehmen. Ich bete zu Gott, daß die Stunde nicht mehr fern sei, die unserer zerquälten Heimat, dem Reich und der Kirche den Frieden schenkt, und erhoffe den Tag, an dem auch der deutsche Ritter ohne Bedenken dem Kreuzheer zu folgen vermag. Inzwischen aber bleibt uns nichts zu tun, als zu büßen, zu opfern und zu beten für den Sieg der Christenfahnen im heiligen Land."

Roderich hatte sich bei den Worten des Kirchenfürsten auf seinen Platz niedergelassen. Was der Bischof gesagt hatte, schien ihm unklar. Er fühlte etwas wie einen tiefen, inneren Schmerz, ohne daß er wußte, daß seine Seele mittrug an dem Kreuz der Heimat, der Uneinigkeit und Zerrissenheit, dem großen Leid der deutschen Menschen.

"Unsere Gedanken", hub jetzt Herr Hildebert zu sprechen an, "haben sich von herrlichen Geschehnissen düsteren Dingen zugewandt. Unsere Aufgabe aber haben uns Eure letzten Worte gewiesen, ehrwürdigster Herr. Wir müssen opfern, büßen und beten. Das ist die Tat der Heimat, während im fernen Land die Fahnen Gottes fliegen. Ihr, Ritter Konrad, habt von der heiligen Lanze berichtet. Mir ist es, als sähe ich sie auch über uns, als zielte sie nach aber strahlte im Sonnenglanz die Lanze des Herrn. Das Tal des Oronto und alle Höhen hallten wider vom Schlachtruf der Christen: Gott will es! Gott will es!

Vergebens suchte Kerboga in Eile sein Heer zu ordnen, den zurückweichenden Scharen Einhalt zu gebieten. Die Türken, von einer wilden Panik erunseren Herzen, um sie zu öffnen für das heilige Werk Gottes. Mag sie denn unsere Herzen aufbrechen, damit wir an ihm teilhaben mit all unseren Kräften. Ihr wißt, gnädigster Herr", wandte er sich dann wieder an den Speyrer Bischof, "daß morgen das Taufwasser über die Stirn meines jüngsten Töchterleins fließen wird. Es ist das zehnte Kind, das Gott mir geschenkt hat. Ihr wißt aber, daß alles Zehnte dem Herrn geheiligt sein soll. So bin ich denn mit meiner Gattin, Frau Mechtild, darüber eines Sinnes geworden, daß wir das Mägdlein, dem wir den Namen Hildegard geben lassen, dem Allerhöchsten als heiliges Opfer schenken wollen. Wenn einst ihr eigener Wille zustimmt, soll sie den Schleier der Bräute Christi nehmen und ganz dem heiligen Dienst Gottes geweiht sein. Das sei unser Opfer in den Tagen, an denen die Fahnen des Erlösers den Zinnen von Jerusalem entgegenwehen."

Ergriffen streckte der Bischof dem Burgrafen die Hand entgegen und sagte:

"Da tut Ihr recht, Herr Hildebert! Mag die heilige Lanze unsere Herzen zu heiliger Opfer- und Liebestat verwunden, damit sie die andere Wunde schließe, die tödliche Wunde im Herzen unseres Volkes, die innere Zerrissenheit und den Zwiespalt zwischen Kirche und Reich; denn niemand trägt wohl so schwer an dem deutschen Leid wie der Bischof, der Landesfürst ist und Diener der Kirche zugleich."

*

In der Nacht fand Roderich lange keinen Schlaf. Immer wieder schreckten ihn die Bilder vom Kampf der Kreuzfahrer auf. Dann wieder fiel ihm der Sechserbock ein, den er morgen in aller Frühe schießen würde. Jetzt sah er, vom Fackellicht hell umstrahlt, die heilige Lanze, und während er endlich einschlief, verfolgte ihn ein seltsamer Traum: Die heilige Lanze fuhr wie eine Flamme glühend vom Himmel hernieder. Und dann, guter Gott! schwebte sie über der Wiege des Mägdleins Hildegard, stieß nieder und verwundete das Herz des neugeborenen Kindes. Da schrie Roderich laut auf und wurde wach. Gottlob hatten die Brüder, die mit ihm die Kammer teilten, nichts gehört. Eben wollte er wieder versuchen einzuschlafen, als er hörte, wie von draußen kleine Steine gegen die Fensterläden geworfen wurden.

"Herrje! Der Schweinehirt!" fuhr Roderich auf. Dann sprang er mit einem Satz aus dem Bett, kleidete sich hastig an, schlich in die Rüstkammer, um Pfeil und Bogen zu holen, und stand wenige Minuten später bei Robert im Burghof. Kalt war der Morgen. Am Himmel brannten noch alle Sterne, aber über der Nahe stand schon der erste zarte Streifen des aufgehenden Lichtes.

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Mit Dank dem Herrn im Herzen schauen wir nun wieder auf ein ganzes Jahr stiller Arbeit für die Erziehung armer Studenten zum Missionspriestertum zurück. Wir sind mit dem Erreichten zufrieden. Gott hilft immer — in Armut durch den Liebesreichtum der Armen. Und Gott erreicht immer, was Er vorhat. Das Resultat unserer Arbeit sieht in Zahlen so aus:

Fatima Burse:
Jan. 1959 – $7,222.01; Dez. 1959 – $8,248.45
Eingenommen im Laufe des Jahres $1,026.44

U.L.F. vom Guten Rat (C.W.L.) Burse:
Jan. 1959 – $ 944.50; Dez. 1959 – $1,855.25
Eingenommen im Laufe des Jahres $ 910.75

St. Karl Burse:
Jan. 1959 – $2,071.87 Dez. 1959 – $2,176.87
Eingenommen im Laufe des Jahres $ -105.00

Wir danken unseren Wohltätern im Namen Christi des Erlösers. Reicher Segen komme auf Sie alle herab.

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,176.87
Mr. M. Kambeitz, Bow Island, Alta.	5.00
Mrs. Emma Grad, Regina, Sask.	3.00
Mr. & Mrs. J. Schauenberg, Verwood,	10.00
Joseph J. Brost, Macklin, Sask.	2.00
Mr. & Mrs. P. Degenhardt, Osoyoos, B.C.	3.00
	$2,199.87

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen	$1,855.25
Elizabeth Fiege, Duncan, B. C.	10.00
Mrs. Carl Draude, Sr. Naicam, Sask.	3.00
Karl Kuhn, Ottawa, Ont.	3.00
Mrs. Adam Tell, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Kuffner, Regina, Sask.	1.00
Mrs. M. Richardson, Regina, Sask.	1.00
Mrs. A. Hoenigman, Regina, Sask.	1.00
Mrs. F. Sperling, Regina, Sask.	1.00
Mrs. A. Jelinski, Regina, Sask.	1.00
Mrs. G. Lang, Regina, Sask.	1.00
Mrs. K. Ussellman, Regina, Sask.	2.00
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Mrs. Lockart & Mrs. Mirwald, Regina,	1.00
Miss P. Bretell, Regina, Sask.	10.00
	$1,905.25

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,248.45
Emil Kolb, Bolton, Ont.	3.00
William Fiege, Duncan, B. C.	10.00
S. P. Ripplinger, Kendal, Sask.	3.00
Ein Freund, Grayson, Sask.	5.00
Mrs. L. Wittal, Grayson, Sask.	5.00
Mrs. Th. Schlechter, Grayson, Sask.	10.00
Eine Leserin	3.00
	$8,287.45

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

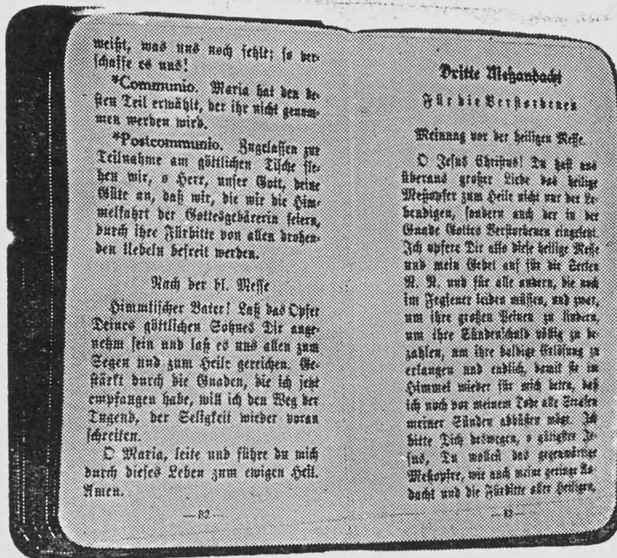
Bücherbesprechungen

Verlag Herder, Freiburg i. Br., Deutschland

Friedrich Wilhelm Foerster, **Die jüdische Frage.** Das Mysterium Israels. Band 55, 2.20 DM
Schon mancher Autor hat sich an der sogenannten "jüdischen Frage" versucht, und manches — Wertvolle und Wertlose — ist darüber geschrieben worden. Trotzdem folgt man gern über dieses immer noch zeitgemäße Thema den Ausführungen eines Mannes, der in der wissenschaftlichen Welt etwas bedeutet und der in der "Zeit der Geistlosigkeit" des tausendjährigen Reiches gezwungen war, die Heimat zu verlassen. 1940 wanderte Fr. W. Foerster nach den USA aus, und in New York schrieb der weltbekannte Pädagoge dieses Werk. Äußerer Anlaß zur Herausgabe — das soll hier nicht verschwiegen werden — war der 90. Geburtstag des Gelehrten am 2. Juni 1959.

Georg Bernanos, **Die begnadete Angst.** Band 48, 2.20 DM
Der große französische Dichter Bernanos hat dieses stark beachtete Drama als letztes seiner Werke niedergeschrieben während seiner letzten schweren Krankheit im Winter 1947, als er seinem Tod entgegensah. Angeregt durch die Novelle "Die Letzte am Schafott" von Gertrud von le Fort, liegt dem Drama zugrunde die Geschichte der 16 Karmeliterinnen von Compiègne, die trotz der Auflösung des Ordens in der Französischen Revolution ihrem Gelübde treu geblieben waren und dafür den Martyrertod erleiden mußten. Wir begrüßen es sehr, daß dieses beachtliche Werk jetzt in der wohlfeilen Ausgabe der Herder-Bücherei einem großen Leserkreis zugänglich gemacht wird.

Hubert Jedin, **Kleine Konziliengeschichte.** Die 20 ökumenischen Konzilien im Rahmen der Kirchengeschichte. Band 51, 2.20
Im Hinblick auf das von Papst Johannes XXIII. angekündigte ökumenische Konzil soll diese "Kleine Konziliengeschichte" allen an diesem stark beachteten Ereignis Interessierten eine sachliche Orientierung geben. Kaum ein anderer als der Kirchenhistoriker Hubert Jedin, der auf dem Gebiete der Konziliengeschichte in der internationalen Fachwelt einen Namen hat, bringt durch seine langjährigen Quellenstudien am Vatikanischen Archiv alle die Voraussetzungen für ein solches Werk mit. In einer lebensnahen und fesselnden Sprache geschrieben, orientiert das Büchlein zuverlässig über alles, was die allgemeinen Konzilien der Kirche betrifft. Der Verfasser ist seit 1949 Theologieprofessor an der Universität Bonn.



weißt, was uns noch fehlt; so verschaffe es uns!

*Communio. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.

*Postcommunio. Zugelassen zur Teilnahme am göttlichen Tische flehen wir, o Herr, unser Gott, deine Güte an, daß wir, die wir die Himmelfahrt der Gottesgebärerin feiern, durch ihre Fürbitte von allen drohenden Uebeln befreit werden.

Nach der hl. Messe

Himmlischer Vater! Laß das Opfer Deines göttlichen Sohnes Dir angenehm sein und laß es uns allen zum Segen und zum Heile gereichen. Gestärkt durch die Gnaden, die ich jetzt empfangen habe, will ich den Weg der Tugend, der Seligkeit wieder voran schreiten.

O Maria, leite und führe du mich durch dieses Leben zum ewigen Heil. Amen.

— 82 —

Dritte Meßandacht

Für die Verstorbenen

Meinung vor der heiligen Messe.

O Jesus Christus! Du hast uns überaus großer Liebe das heilige Meßopfer zum Heile nicht nur der Lebendigen, sondern auch der in der Gnade Gottes Verstorbenen eingesetzt. Ich opfere Dir also diese heilige Messe und mein Gebet auf für die Seelen N. N. und für alle andern, die noch im Fegfeuer leiden müssen, und zwar, um ihre großen Peinen zu lindern, um ihre Sündenschuld völlig zu bezahlen, um ihre baldige Erlösung zu erlangen und endlich, damit sie im Himmel wieder für mich beten, daß ich noch vor meinem Tode alle Strafen meiner Sünden abbüßen möge. Ich bitte Dich deswegen, o gütigster Jesus, Du wollest das gegenwärtige Meßopfer, wie auch meine geringe Andacht und die Fürbitte aller Heiligen,

— 83 —

Unser deutsches Gebetbuch

Wir Beten

dient als schönes

Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $2.00

Zu beziehen von:

THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada

WE CALL AND DELIVER

CAPITAL DRY CLEANERS

1858 Broad Street PHONE 5552 Regina, Sask.

CLEANING — PRESSING — REPAIRING

Alterations of all kinds — Suits Sponged and Pressed

Country Orders are given Special Attention.

FUHRMANN & COMPANY

MEATS AND SAUSAGES

PHONE 7615 REGINA, SASK.

We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.

Corner 10th Ave. and St. John St.

Noonan, Embury, Heald and Molisky

Barristers, Solicitors and Notaries

401 Kerr Blk. Phone 4165

SPEERS FUNERAL HOME LTD.

DIRECTORS OF FUNERAL SERVICE

LA 2-4433 — Telephone — LA 2-3232